batterie wurde aufgelöst und anderweitig eingegliedert. Ich hatte die Aufgabe, die Meldeformulare über jeden einzelnen Kameraden auszufüllen, auch wo und wann zuletzt gesehen. Als Rest blieb lediglich der sogenannte Abwicklungsstab, zu dem ich gehörte.
Von dort fuhr ich nochmals auf Urlaub nach Hause. Als ich wieder zurückkam erwartete man mich bereits in Graudenz, denn der Waggon zur Abfahrt stand bereits bereit. Der Abwicklungsstab wurde nun im Güterwagen zur Wehrmacht-Abwicklungsstelle nach Rudolstadt gefahren. Wieder quer durch Deutschland. Dort waen lediglich die ausgefüllten Papiere abzugeben. Und dafü die lange Fahrt eines Waggons mit fünf Mann. Mit dem selben Waggon wurden wir zu unserem zuständigen Ersatztruppenteil nach Altenburg / Th. gefahren. Hier hofften wir auf Kurzurlaub, wurden aber nach Böhmisch-Leipa kommandiert.
Beim Halt machten wir unerlaubter Weise zu Hause für eine Nacht Besuch. Ich lud den Beschlagmeister mit ein und der Zahlmeister fuhr nach Meißen. Dies wäre uns fast zum Verhängnis geworden und als Fahnenflucht ausgelegt worden. Aber nach Erhalt eines Stempels bei der Bahnhofskommandantur ging es dann doch noch einigermaßen glatt
In Böhmisch-Leipa besuchte mich Ev einige Tage.
Nachdem man in Böhmisch-Leipa genügend Wiedergenesene sowie Resttruppen von aufgeriebenen Einheiten gesammelt hatte, wurden wir wieder in Güterwagen verladen. Die Fahrt ging über Dresden-Friedrichstadt, wo wir längeren Aufenthalt hatten. Ich bekam allerdings keine Erlaubnis für einen Kurzurlaub. Die Fahrt ging durch Cossebaude, wo ich am frühen Morgenlediglich das Licht in unserer Wohnung in der Eichburgausmachen konnte. Und wieder ging einmal die Fahrt quer durch Deutschland. Nördlich Flensburg wurden wir ausgeladen.
Nach einigen Zwischenstationen bezogen wir Quartier in Steinbergkirche. Hier sollte wieder eine neue Einheit aufgestellt werden. Zunächst war ich Schreiber bei der Regimentsstabsbatterie. Aber mein alter Hauptwachtmeister forderte mich zu sich, der 9. Batterie an. Seit Gruppe bei Graudenz war ich zum Unteroffizier befördert worden. Dieser Dienstgrad war für die schießenden Batterien vorgesehen. Nach meiner Meinung war jedoch der Dienst in einer Stabsbatterie, so wie ich ihn ausführte, wesentlich verantwortungsvoller.
Trotz aller Unbill des Winterwetters, der ständigen Bombenangriffe, des unregelmäßigen Bahnverkehrs und der Erlangung einer Reisesondergenehmigung, es war ja Dezember 1944, besuchte mich Ev eine Woche do
Dies gab Schwierigkeiten mit dem dortigen Regimentsadjutanten.
Aber der Hauptmann der Regimentsstabsbatterie deckte mich in jeder Weise, bis Ev abreiste und ich zur 9.Batterie nach Grünholz ging.

Noch in Steinbergkirche mußte ich den Weihnachtsmann in der Batterie-weihnachtsfeier und auch in einem Bauernhaus spielen. Bei der Batterieweihnachtsfeier hatte ich die Genugtuung, dem Adjutanten des Regimentesbeim Vortreten vor den Weihnachtsmann die mir angetanen Schikanen zu entgelten. Er hat vergeblich nach dem Soldaten gefahndet, der den Weihnachtsmann spielte.
In Grünholz erfuhren wir von dem grausamen Bombenangriff auf Dresden. Ich blieb im Ungewissen über all meine Angehörigen.
Ende Februar kamen wir dann zum Einsatz im Raum Guben - Cottbus. Ich erlebte den grausamsten Krieg bei Guben-Cottbus und die Kesselschlacht um Halbe - Teupitz. So schlimm hatte ich die Kämpfe in der Normandie nicht erlebt, obwohl ich dort auch Berührung mit den Amerikanern hatte. Hier aber stieg man förmlich über Tote. Verwundeten, die um Hilfe baten konnte man nicht helfen, da man selbst keine Mittel dazu hatte und stets in Gefahr war. Am 25. April 1945 versuchte ich, getrennt von meiner Einheit, mich aus dem Kessel durchzuschlagen. In fünf Tagen und Nächten, immer den Schießereien möglichst aus dem Wege zu gehen, gelangte ich am Morgen des 1.Mai in die deutsche Hauptkampflinie bei Borkheide nahe Potsdam.
Obwohl man mich hier wieder einsetzen wollte, "suchte" ich meine Einheit. Von der war allerdings keine Spur mehr zu finden.
Schließlich schloß ich mich einer"Kampfgruppe" an , die sich immer weiter absetzte. Über Burg b.Magdeburg landeten wir schließlich in Fischhausen. Am 8.Mai wurden wir vor versammelter Mannschaft befragt, wer noch weiter gegen Rußland kämpfen wolle. Ein einziger Mann trat vor. So wurden wir am frühen Morgen des 9. Mai über einen leichten Brettersteg an der zerstörten Brücke bei Tangermünde in amerikanische Gefangenschaft geführt. Amerikaner nahmen uns jenseits der Elbe in Empfang. Die Waffen wurden auf einen großen Haufen geworfen, alles durcheinander, von der Panzerfaust, dem Karabiner bis zu den Pistolen. Und dann begann die Durchsuchung. Die warmit einer wesentlichen Erleichterung des persönlichen Eigentums verbunden. Uhren waren bevorzugt, aber auch Füllfederhalter und was sonst bege hrenswert schien, wechselte den Besitzer. An Gepäck hatte ich lediglich noch Brotbeutel, Eßgeschirr und die Meldetasche in der ich eine Kartei über meine Kameraden mitführte.
Durch Tangermünde marschierten wir nach dem Flugplatz nahe Stendal. Beim Marsch durch Tangermünde warfen uns Frauen noch Bonbons zu. Die amerik. Soldaten hinderten uns jedoch, diese aufzuheben.

Auf dem Flugplatz, wo wir kampierten, standen noch unsere Jagdflugzeuge, vollkommen intakt, getarnt. Sie waren wegen Treibstoffmangel nicht mehr zum Einsatz gekommen. An Verpflegung war hier nicht zu denken. Ich hatte jedoch noch östlich der Elbe aus einem Vorratswagen mein Kochgeschirr mit Zucker gefüllt. Vor Hunger aß ich davon. Danach habe ich vor Durst Qualen ausgestanden, denn es gab auf dem Flugplatz für uns kein Wasser. Nach zwei Tagen wurden wir in offene Wagen verladen und landeten in dem Auffanglager Kalbe an der Milde. 40.000 Mann waren hier als Gefangene. Aus amerikanischer Militärverpflegung erhielten wir kalte Kost, ein Minimum an Lebensmitteln. Wasser brachten Bauern in Wasserwagen herein. Wir lagen auf freiem Feld mußten etliche Gewitterregen über uns ergehen lassen, denn kaum einer hatte noch eine Zeltplan. Ein ehemaliger Schüler von mir erkannte mich dort, er schloß sich mir an. Von hier wurden wir auch wieder nach einigen Tagen verladen in offene Waggons. Bei Rothensee in der Nähe Magdeburgs wurden wir von Negern in Lkws verstaut. Stehend in drangvoller Enge schichteten uns die Neger ziemlich rücksichtslos ein. So ging es in rasender Fahrt durch Magdeburg bis in ein ehemaliges Reichsarbeitsdienstlager Gunsleben Kreis Oschersleben. Das Lager wurde später von den Engländern übernommen. Sie gewährten uns sogar "Ausgang" auf Ehrenwort. Im nahegelegenen Wackersleben wurden wir einige Tage in der Landwirtschaft zum Rübenverziehen eingesetzt und erhielten Zusatzkost, die wir bitter nötig hatten. Aber auch hier war unseres Bleibens nicht allzu lange. Im Fußmarsch ging es nach Magdeburg. Im Poltewerk lagen wir auf dem Zementfußboden und warteten auf die Entlassung, zumal uns Offiziere verhörten. Als es jedoch hieß, die Russen würden dieses Gebiet besetzen, verfrachtete man uns in Lkws verladen ins Munsterlager in der Lüneburger Heide.

Hier war die Verpflegung unterm Existenzminimum. Glücklich, wer an der Küche Kartoffelschalen ergattern konnte, bezw. wer zum Kartoffelschälen kommandiert wurde. Diese Kartoffelschalen wurden dann auf erhitzten Steinen geröstet. Als Brennmaterial dienten Kiefernzapfen und kleine Ästchen, die jedoch auch erst von den hohen Kiefern geholt werden mußten.

Es sprach sich herum, daß in der Ostzone wohnende nicht entlassen würden. So gab ich Verwandte in Goslar an und wurde zum Bauern, da diese bevorzugt entlassen wurden.

Mit Lkw wurden wir zunächst bis Braunschweig und anschließend nach Goslar befördert. Hier übernahm uns das Arbeitsamt. Goslar hatte jedoch keine freie Arbeitsstelle mehr im Gartenbau. So verwies man uns, mich und meinen ehemaligen Schüler, nach Schladen im Harz. Ich kam beim Gemüsegärtner Borgmeier unter, der Kamerad bei einem anderen Gärtner. Ich hatte wahrscheinlich das bessere Los gezogen. Ende November, nachdem ich meine neu aufgenommenen Geschäfte als Filiale der Firma Teschendorff abgewickelt hatte, trat ich den Weg in die Heimat an. Zu Fuß bis Wasserleben, per Zug erst bis Halberstadt und dann per Güterwagen über Leipzig in Richtung Dresden.

Es wäre noch manches und vieles aus dieser Militärzeit erwähnenswert. Doch es würde zu weit führen. Daß ich ohne Schaden aus diesem mörderischen Geschehen zurückgekehrt bin, dafür bin ich wirklich dankbar und es scheint mir immer wieder wie ein Wunder. War ich doch an einigen Brennpunkten eingesetzt. Ich erwähne nur noch einmal: St.Lo, Sourdeval-Vire, Falaise-Argentan, die Brennpunkte der Invasion, den Bombenangriff beim Übergang über die Seine bei Grand-Couronne und schließlich noch Guben - Cottbus und der Kessel bei Halbe-Teupitz.

Die Kreuz- und Querfahrten:
Altenburg/Th. - Frankreich Bretagne - Italien Gegend Genua, Varaze, Dänemark - Oxboel, Frankreich - Matha, St.Nazaire, Invasionsfront, Rückzug nach Deutschland, Gruppe bei Graudenz Polen, Böhmisch-Leipa, Steinbergkirche bei Flensburg, Guben-Cottbus, Halbe-Teupitz . Gefangenschaft bei Tangermünde. Gunsleben, Magedeburg, Munsterlager. Entlassung.

Über meinen Beruf

Es waren jüngere Berufskollegen, die mich baten, meine Erinnerungen über meinen Beruf einmal festzulegen. So kam es auch, daß ich auch über meine Lebenserinnerungen überhaupt schrieb.
Ich will versuchen, die persönlichen Erinnerungen festzuhalten. Allerdings bezweifle ich schon am Beginn, ob es mir gelingen wird, wirklich alles Interessante auch chronologisch richtig aus dem Gedächtnis der niederzuschreiben.
Christa Johannsen hat in dem Buch "Menschen und Städte" meinen Lebenslauf kurz skiziert. Sie schreibt:
"Fritz Haenchens Vater fiel während des ersten Weltkrieges und ließ seine Frau unversorgt mit zwei Kindern zurück. Fritz Haenchens Mutter war Blumenbinderin und eröffnete in Dresden ein kleines Blumengeschäft. Fritz Haenchen besuchte die Oberrealschule bis zur Unterprimareife, dachte nicht daran, sich als Banklehrling am Spekulationsfieber der Inflationszeit zu beteiligen wie viele seiner Altersgenossen, sondern wurde das Gegenteil davon, nämlich Gärtnerlehrling. Das spricht einerseits für seine eigenwillige Grundhaltung und kündet andererseits von seinem Sinn für übergeordnete Werte.
Er absolvierte die Höhere Staatslehranstalt für Gartenbau in Pillnitz, wurde Gartenbautechniker, Diplom Gartenbauinspektor, endlich Lehrer für Gartenbau. In den schweren Jahren der Wirtschaftskrisen, Staatsbankrotte und Arbeitslosenschlangen vor den Arbeitsämtern erhielt er stunden weise Anstellung an der Berufsschule, so daß er im Geschäft der Mutter half.
Seit 1934 wirkt er - einige Jahre des zweiten Weltkrieges ausgenommen- in der Firma Teschendorff. Er hat an der Technischen Hochschule einen Lehrauftrag für Obts- und Gartenbau innegehabt. Er hat im Arbeitskreis "Rosen" des Kulturbundes wertvolle Arbeit geleistet. Er hat seine Ehrenämter als gesellschaftliche Verpflichtungen betrachtet. Er spricht von Vorlesungen, die dazu führen sollen, in den Jugendlichen Liebe zur Natur und damit Liebe zum Frieden aus Achtung vor dem Leben zu erwecken. Er spricht von seinem Hauptanliegen der Vielzahl solcher Vorlesungen, die er gelesen hat:den Naturschutzgedanken praktisch zu fördern".
Damit wären meine Tätigkeiten kurz umrissen. Wem es genügt, mag hier aufhören zu lsene. Tatsächlich ist der Weg aber nicht so glatt gelaufer Zum anderen ist jedoch mehr zu berichten und manches ausführlicher zu sagen. Als Christa Johannsen diese Zeilen schrieb, war meine berufliche Tätigkeit noch nicht beendet.

Ostern 1925 verließ ich die Oberrealschule Dresden-Johannstadt mit Unterprimareife, d.h. ich wurde von Obersekunda nach Unterprimareife versetzt.
Bei der Firma Felix Geyer in der Traubestraße/Ecke Hofmannstraße (Nähe Altenberger Straße)begann ich meine Gärtnerlehre. Weil ich "höhere Schulbildung" hatte, brauchte ich nicht drei sondern nur zwei Jahre lernen. Dafür durfte ich aber die Berufsschule nicht besuchen. So mußte ich mir das dort vermittelte Wissen von meinem Lehrkameraden aneignen. Daß dies nicht gerade viel war, muß wohl nicht besonders erwähnt werden. Trotzdem bestand ich dann den Abschluß mit "sehr gut" und war der zweitbeste Lehrling Sachsens.
In meinem Lehrbetrieb wurden alle Zierpflanzen herangezogen, die für den Verkauf im Ladengeschäft benötigt wurden. Dies war ein umfangreiches Sortiment, vom Schnittgrün, Cyclamen, Gloxinien, Pelargonien, Begonien, Stiefmütterchen, Chrysanthemen, Hortensien, Azaleen, Kakteen, Orchideen, Poinsettien, Sommerblumen, Flieder- , Maiblumen- und Blumenzwiebeltreiberei. Aber auch viel Kübel mit Dekorationspflanzen, sogenannten Neuholländer, auch Lorbeer waren zu pflegen. Sie wurden für Dekorationen in den Blasewitzer Villen zu Kindtaufen und Hochzeiten, selbst zu Premieren in den Kinos benötigt. Wir stellten sehr gern Dekorationen, weil dann meist Trinkgelder anfielen. Wurde uns Kaffee und Kuchen angeboten, so waren wir nicht sehr begeistert. Geld war uns meist lieber. Dafür kauften wir in der Konditorei Padelt Ecke Hofmann/Schandauerstraße frischen Sahnekuchen.
Die Gärtnerei besaß nur wenig Freiland. Einen großen Teil hatte man kurz vorher an die Post verkauft, die dort das Postamt 21 errichtete. Frühbeetkästen, 13 Gewächshäuser und etliche sogenannte Dresdner Japans zum Überwintern der Dekorationspflanzen waren die Anzuchträume. Das Ladengeschäft befand sich am Altmarkt im Alten Rathaus, neben der damaligen Löwenapotheke. Heute Altmarkt Westseite Ecke Thälman straße, ungefähr am Kunstsalon. Es war eines der führenden Geschäfte Dresdens. Der Transport der Pflanzen zum Stadtgeschäft erfolgte mit der Straßenbahn. Die Pflanzen wurden in besonders dafür gearbeitete Körbe, die so breit waren, daß sie gerade noch in die Einsteigöffnung der Straßenbahn paßten, gestellt. Mit Handwagen wurden sie zur Straßenbahnbefördert. Mitunter fuhr ein "Laufmädchen" aus de m Geschäft mit. Sonst erfolgte ein Anruf, sobald der Transport abgefertigt war, dann wurde der Korb am Altmarkt durch das dortige Personal abgeholt. Bezahlt wurde dem Schaffner, der auch beim Ein- und Ausladen behilflich war.

Als Lehrling erhielt ich monatlich 1o.--M Mein Mitlehrling erhielt, wenn er Sonnatgsdienst hatte und den Katzenstall säuberte, noch eine Mark extra. Mein Lehrchef hatte eine Siamkatzenzucht.
Der Begründer der Firma Felix Geyer ließ sich in der Gärtnerei nur selten sehen. Er war meist im Geschäft am Altmarkt, wo auch die Schwiegertochter Lissy G. immer tätig war. Im Betrieb war meist der Sohn William Geyer tätig.
Der Betrieb wurde 1945 völlig zerstört und nicht wieder aufgebaut.
Die Arbeitszeit betrugvon Montag bis Freitag täglich 1o Stunden. Frühstücks- und Vesperpause je 1/2 Stunde und Mittagspause 1 Stunde. So war man 12 Stunden im Betrieb. Sonnabends wurde von 6 Uhr bis 16 Uhr gearbeitet, also 8 Stunden. Aber nicht genug damit. Aller zwei Wochen hatte man Sonntagsdienst. Dieser begann ebenfalls um 6 Uhr und endete je nachdem welche Arbeiten zu bewältigen waren. Meist dauerte es länger als an Werktagen. Überstunden, Sonntagsdienst wurden nicht etwa abgefeiert oder honoriert. Auch für uns lehrlinge gab es keinerlei Sondervergütung. Wir mußten ja froh sein, eine Lehrstelle gefunden zu haben.
Die Gewächshäuser waren für uns Lehrlinge eine besondere Plage. Die Gewächshäuser wurden, um Heizmaterial zu sparen, und damit sie nicht zu sehr auskühlten, abends mit Brettern zugedeckt oder im Sommer mit diesen schatteiert (Bretter mit Zwischenräumen verlegt). Diese z.T. über 4 m langen Bretter mußten so gewippt werden, daß sie in die richtige Lage kamen. Wehe, man hatte das Pech, daß ein Brett unter die obere Querleiste des Gewächshauses kam. Dann rutschte es unweigerlich in die Scheiben und es gab Scherben. Dies bedeutete, die neuen Scheiben nach Feierabend wieder einziehen oder falls es bereits zu dunkel war dies am freien Sonntag nachzuholen. Auch die Frühbeetkästen wurden mit Brettern abgedeckt. Dies bedeutete lange Zeit in gebückter Stellung zu arbeiten.
Trotz aller Beschwernisse und der langen Arbeitszeit hat mir die Arbeit im Zierpflanzenbetrieb viel Freude gemacht. Lernte man doch auch hier wirkliche Pflanzenbehandlung zum Unterschied von der Baumschule. Im Zierpflanzenbetrieb kommt es mitunter tatsächlich auf die Minute an, wann die einzelnenPflegearbeiten ausgeführt werden müss Auch die Strebel- und Höntschkessel mußten wir bedienen. Das drt Erlernte hat mir später sehr viel geholfen.

Die Arbeitsmethoden waren zu Zeiten meiner Lehre nach heutigen Erfahrungen doch noch mitunter recht arbeitsaufwendig, wenn auch exakter. Schwierigkeiten traten bei den Pflegearbeiten auch deshalb auf, weil in einem Gewächshaus vielerlei Pflanzenarten kultiviert wurden. So mußten mitunter nur einige Stellen gespritzt oder schattiert werden. Die Schädlingsbekämpfung erfolgte lediglich durch Verbrennen von Tabakstaub. Stecklinge mußten mit einem sehr scharfen Messer unmittelbar unter der Nodie geschnitten werden. Die Blätter wurden stark eingekürzt. Und wehe, der Schnitt war nicht exakt genug ausgeführt oder das Messer nicht scharf genug. Für jede Pflanzenart wurde eine besondere Erdmischung hergestellt, dies auch noch für die jeweilige Umtopfung in die nächste Topfgröße.
Die Grundlagen der verschiedenen Erden waren Komposterde, Sand, Lehm, Lauberde, Nadelerde, Torf; Kuhdung oder Jauche wurden zugesetzt.
Bei den Gloxinien wurden die Töpfe vorm Eintopfen innen mit Kuhdung eingestrichen. Das Gießen der einzelnen Pflanzen mußte ganz exakt erfolgen. Jeder Topf mußte einzeln je nach Abtrocknungsgrad mit einer kleinen Kanne gegeossen werden. Der Schlauch durfte lediglich fürs Freilandund die Dekorationspflanzen in großen Kübeln verwendet werden.
Das Lüften der einzelnen Häuser oder Kästen wurde auch je nach Besatz zu unterschiedlichen Terminen durchgeführt.
Über das Abzugsloch der Tontöpfe wurde erst ein Tonscherben gelegt, darüber etwas Sand und erst dann konnte das eigentliche Einpflanzen geschehen. Als Pikierkästchen wurden gebrauchte Bücklingskistchen verwendet. Diese mußten vorher im Kessel erhitzt und leicht angekohlt werden. Dies bedeutete, daß der Lehrlingstundenlang vor der offenen Kesselöffnung stand und mit einer großen Zange die Kistchen übers Feuer hielt.
Neu war seinerzeit die Anwendung von CO^2 - Begasung, nach Prof.Reinau. Dazu gab es besondere Öfchen und Briketts. Diese Öfchen wurden abends in Betrieb gesetzt und verblieben über Nacht in den Häusern. Ein günstigeres Wachstumsergebnis soll der Effekt gewesen sein.
Im November wurde im Großen Garten Laub gerecht. Dieses wurde als Winterschutz auf die Japans bezw. um die Frühbeetkästen gepackt.
Im Frühjahr wurde es dann zu Lauberde verarbeitet.
Als Belegschaft waren ein Obergärtner, zwei Gehilfen und zwei Lehrlinge tätig. Die Gehilfen (jetzt Facharbeiter genannt) erhielten ein Stundenlohn von -.42 bezw. -.48 M.

Als ich ausgelernt hatte waren noch die Zeiten der Wirtschaftskrisen und Arbeitslosigkeit. So war es schwer eine Arbeitsstelle als Gehilfe zu erhalten. Durch Fürsprache eines bei Otto Wilhelm Stein beschäftigten Obergärtners, der nebenbei bei meiner Mutter die Binderei erlernen wollte, kam ich dort unter. In der Landschaftsgärtnerei und der sogenannten Baumschule - sie war lediglich ein größerer Einschlag- und Lagerplatz- fand ich Arbeit und konnte manches erlernen, was ich für meinen eigentlich späteren Beruf benötigte.
Hart sind mir noch die ersten Tage meiner landschaftsgärtnerischen Tätigkeit in Erinnerung. Am Loschwitzer Hang, zum Weidnerschen Sanatorium gehörig, mußten wir einen Tennisplatz bauen. Dazu mußte ich das Packlager (größere Granitsteine) mit einer Holzschubkarre über steilabfallende Holzbohlen fahren. Es war mehr ein Jonglieren, denn von der Last wurde ich nach unten gezogen. Zu diesem Tennisplatz gab es keine Zufahrt, diese befand sich oberhalb des dazugehörigen Gebäudes. Dazu brannte auch noch die Sonne auf diesen Südhang.
Als Erleichterung "durfte" ich dann, nachdem ich die Steine geschafft hatte (oder sie mich), mit der Ramme dieses Packlager festrammen. Dieser Einstand hätte mir die ganze Landschaftsgärtnerei verekeln können. Nach Fertigstellung dieses Platzes wurde ich einem anderen Meister zugeteilt, bei dem ich wirkliche landschaftsgärtnerische Arbeiten, Neuanlagen von Gärten und auch Pflegearbeiten kennem lernte. Mitunter erfolgte mein Einsatz auch in der sogenannten Baumschule. Allerdings war dieses eine Jahr doch recht wenig um sich umfassende Kenntnisse für die spätere Praxis anzueignen. Daß Otto Wilhelm Stein in späteren Jahren zu meinen Freunden zählte, soll hier nur nebenbei erwähnt sein.
Diese Berufssparte hatte den Vorteil der geregelten Arbeitszeit mit 48 Stunden wöchentlich. Auch Sonntagsdienste waren keine erforderlich. So konnte ich in diesem Jahr mich mehr meinen sportlichen Ambitionen dem Rudern und Skilauf widmen.
Die Entlohnung in der Landschaftsgärtnerei lag bei -.52 M Stundenlohn. Ich hatte Interesse so schnell als möglich die weitere Ausbildung voranzutreiben. Meine Bewerbung bei der "Höheren Staatslehranstalt für Gartenbau" in Dresden - Pillnitz wurde nur bedingt angenommen. Mir fehlten noch Praxisjahre um sofort in den zweijährigen Lehrgang aufgenommen zu werden. Normalerweise hätte dies erst die Absolvierung des Winterlehrganges erfordert. Aufgrund meiner Zeugnisse wurde ich als Gasthörer aufgenommen mit der Bedingung einer Prüfung nach dem ersten Semester.

Ohne diese geforderte Prüfung wurde ich stillschweigend in das zweite Semester übernommen. Viele Vorlesungen begannen mit einem Wissensstoff, der mir bekannt war. Dies verführt ja so leicht, sich mit anderem zu beschäftigen. Es gilt jedoch, den Anschluß nicht zu verpassen. Trotzdem hatte ich es nicht ganz leicht, da ich zumindest während der Sommersemester weiterhin zu Hause wohnen bleiben mußte. Dies bedeutete eine alltägliche Radfahrt von Neugruna bis nach Pillnitz und zurück. Dies war aus Ersparnisgründen erforderlich. Außerdem konnte ich noch zu Hause mit arbeiten. In den beiden Wintersemestern wohnte ich in Hosterwitz.
Während in den beiden ersten Semestern allgemeinberufliche Fächer gelehrt wurden, waren die letzten Semester spezialisiert in Erwerbsgartenbau und Gartengestaltung. Von Anfang an hatte ich mich für die Gartengestaltung entschieden.
In der Unterstufe und Oberstufe mit jeweils zwei Semestern wurden insgesamt ca 4o Fächer gelehrt. Die Wochentage waren damit unterrichtsmäßig voll ausgelastet. An den unterrichtsfreien Nachmittagen, Freitag und Sonnabend waren meist Exkursionen oder praktische Übungen festgesetzt. Für ein eigenes Intensivstudium verblieb kaum Zeit.
Während der Semesterferien wurden Studienreisen veranstaltet. Ich nahm in den ersten Semesterferien an einer des Erwerbagartenbaues teil. Zur Aufbesserung meiner Finanzen half ich während der Ferien und sonntags im Geschäft der Mutter aus. Trotzdem blieben noch Zeiten für Wanderruderfahrten oder Radfahrten, im Winter zum Skilauf.
Vom Unterrichtsstoff der Dozenten Prof.Schindler, Binder, Kniese, Kammeyer und Prof.Gleisberg habe ich wohl die wertvollsten Kenntnisse vermittelt bekommen.
Das Zensurenergebnis war lediglich ein guter Durchschnitt. Es hätte wohl besser sein können, wenn ich auch während der Sommersemster in Pillnitz gewohnt hätte. Aber auch die gesellschaftliche Ablenkung dürfte dabei mitgespielt haben. In Pillnitz bestanden drei studentische Vereinigungen. Dies waren einmal die beiden farbentragenden Verbindungen, die "Hortania" -grün-rot-gold- und die "Arminia" -grün-weiß-schwarz. Außerdem bestand die "Grüne Schar", welche die meist aus der Jugendbewegung und Wandervogelbewegung Kommenden zusammenfaßte. Obwohl ich mich entsprechend meiner jugendbewegten Vergangenheit zu "Grünen Schar" hingezogen fühlte, trat ich der

"Armina" bei, der mein inzwischen gewonnener Freund Theo Lubbers bereits angehörte. So bekamen wir als Unzertrennliche die Biernamen "Castor und Pollux". Wir beide hielten trotz allem noch regen Kontakt zur Schar. Auch heute noch bestehen Verbindungen zu den alten Freunden der Arminia, aber auch aus der Schar. Und wenn wir uns heute als ehemalige Pillnitzer treffen, kennt man keinerlei Unterschiede mehr. Es ist jedesmal ein großes Ereignis, wenn sich die Ehemaligen treffen und jeweils 5o bis über 1oo Personen sich zusammenfinden.
Als ich 193o mein Studium zum "staatl. gepr. Gartenbautechniker" beendet hatte, schrieb ich mir die Finger wund nach einer entsprechenden Anstellung. Deutschland befand sich noch immer in der Wirtschatskrise mit Millionen Arbeitslosen. Später wurde mir auch erst bewußt, daß die in den Zeitungen ausgeschriebenen Stellen meist schon besetzt waren, bevor die Anzeigen erschienen. Beziehungen war alles. Und die hatte ich nicht. Da ich keine Stellung fand, entschloß ich mich kurzerhand noch den Seminarlehrgang mit dem Ziel des Gartenbaulehrers zu absolvieren. Dies bedeutete lediglich noch ein Semester Studium. Ich muß allerdings gestehen, daß dies wirklich Studium bedeutete. Auch dieses Semester wurde mit Erfolg bestanden.
Nun mußte ich ja auch während dieser Zeit für meinen Lebensunterhalt beitragen. So arbeitete ich eben bei meiner Mutter im Geschäft und begann als Gartengestalter und Landschaftsgärtner mich selbständig zu machen. Es gelang mir auch einige Kunden zu gewinnen für Pflegearbeiten und auch einige kleine Aufträge für Neuanlagen konnte ich erhalten. Für andere Gartenausführende fertigte ich Pläne und Kostenanschläge an. Da ich aber sehr bald auch noch einige Lehraufträge erhielt, über die an anderer Stelle berichtet wird, brauchte ich zeitweise doch ab und zu Mitarbeiter. So waren es u.a. auch zwei ehemalige Pillnitzer, die ich beschäftigen konnte. Der eine war später Friedhofsinspektor in Dresden, der andere selbständiger Gartengestalter in Hannover.
Sobald als möglichmeldete ich mich zu der seinerzeit zweiten Staatsprüfung an, die ich 1934 bestand und nun den Titel "staatlich dipl. Gartenbauinspektor" führen durfte. Diese Prüfung und die Absolvierung des Seminarlehrganges waren die Voraussetzung zur Zulassung zur Prüfung zum "staatl.gepr. Gartenbaulehrer". Diese Prüfung bestand ich 1935.

Im Dezember 1934 trat ich zunächst nur unter Vorbehalt in die Firma Victor Teschendorff ein.
Mir wurden alle Wege geöffnet um mich in alle Teile des Betriebes einzuarbeiten. Verständlich, daß es Schwierigkeiten mit den älteren eingesessenen Mitarbeitern gab, die sich nicht gern in ihre Arbeitsgebiete einblicken lassen wollten.
Der Betrieb kultivierte alle für eine Baumschule erforderlichen Pflanzenarten heran. Obstgehölze in allen Stammformen und auch die seinerzeit noch gefragten "Kunstformen" wie Pallmetten, U-Formen; Rosen, Ziergehölze, Alleebäume, Koniferen, Stauden und Dahlien.
Zum Cossebauder Hauptbetrieb gehörte damals noch das Gut in Wahnitz bei Lommatzsch, sowie Pachtländereien in der Nähe Cossebaudes. Wahnitz wurde später wegen Engerlingsschaden aufgegeben, dafür erwarben wir Bockwen über Meißen, daß leider ebenso starken Engerlingsbefall aufwies. Pachtländereien wurden später noch in Brabschütz, Briesnitz und Podemus übernommen. In Cossebaude und Gohlis wurden die Ländereien wegen der Baumschulmüdigkeit des öfteren mit den Bauern ausgetauscht.
Der Betrieb war vorwiegend auf den Versandhandel eingestellt. Dafür reichte die Eigenproduktion nicht aus. Der Zukauf betrug alljährlich fast 1oo % der Eigenproduktion.
Lieferanten waren die im Umkreis produzierenden Kleinbetriebe; für Rosen wurden besonders im Steinfurther Anbaugebiet (nähe Bad Nauheim) Anbauverträge abgeschlossen. Diesen Kleinbetrieben, die Rosen meist als Nebenerwerb anbauten, wurden die Rosenwildlinge zugesandt. Der Anbau dieser Betriebe betrug meist zwischen 1o und 2o.ooo Stück. Ziergehölze, Junggehölze und Koniferen wurden aus Holstein bezogen. Holland lieferte Rhododendron, Koniferen, Kletterpflanzen, aus dem Norden Hollands und aus Belgien wurden Obstgehölze bezogen. Das Boskooper Gebiet lieferte auch Rosen, die jedoch auf Rosa rugosa veredelt waren. Diese Rosen wurden zu 25 Stück gebündelt, die Wurzeln mit Moos umhüllt, die ganzen Pflanzen mit Holzwolle umwickelt und dann diese kleinen Kollis noch mit Juteleinen eingenäht. Auch bei den Koniferen wurden nicht etwa die Ballenleinen, wie es sich später einbürgerte nur verknotet, sondern auch fest eingenäht. Diese Art der Verpackung erhielt die Wurzelballen viel besser.
Die größten Arbeitsspitzen lagen in der Versandzeit. Der Versand erfolgte in Stroh- bezw. Schilfkollis, die in Cossebaude aufgegeben wurden. Größere Sendungen wurden in Waggons verladen. Dafür wurden grundsätzlich die beigefügten Rosen auch in Kollis verpackt.
Alle Pflanzen die in Kollis versandt wurden, erhielten vorm Verpacken

Moos bezw. nassen Torf zwischen die Wurzeln, nachdem die Wurzeln erst in einen Lehmbrei eingetaucht wurden.
Durch den Versandhandel waren die Arbeitsspitzen mitunter sehr groß, zumal, wenn gleichzeitig mehrere Waggons aus Holland, Belgien, Holstein oder Steinfurth eintrafen. Es konnte geschehen, daß gleichzeitig bis zu 2o Waggons für die Firma V.T. auf der Ladestraße zum Ent- bezw. Beladen bereitstanden. Selbst sonntags war dies mitunter möglich. Daß dies geschafft wurde, war nur möglich durch die straffe Arbeitsorganisation. Mitunter wurden auch Waren aus den soeben angekommen Waggons in die wieder abzufertigenden umgeladen. Dabei mußte die ankommende Ware jedoch noch auf Qualität und Menge kontrolliert werden. Großer Wert wurde jederzeit auf die einzuhaltenden Qualitätsmerkmale gelegt.
Erschwerend kam hinzu, daß die aus dem Ausland kommende Ware erst noch noch vom Zoll abgenommen werden mußte. Auch die Quarantänebestimmungen des Pflanzenschutzdienstes mußten beachtet werden.
Die verschiedensten Länder hatten Schutzbestimmungen erlassen. Gesundheitsatteste, Herkunftszeugnisse mußten die Ware begleiten. Verpackungsvorschriften wurden von den einzelnen Ländern erlassen. So durften z.T. weder Stroh noch Heu zum Verpacken verwendet werden. Einige Länder verlangen selbst das Auswaschen der Wurzeln. Finnland verlangte für den Herbst-bezw. Winterversand noch eine isolierende Schicht Packpapier zwischen Holzwolle und Schilf.
Mit den Kunden in Finnland, Österreich und der Schweiz hatten wir ein besonders gutes Verhältnis. Vertreter hatten wir in der Schweiz und in Schweden. Finnland und Österreich wurden von uns selbst besucht um Aufträge einzuholen. Mit Norwegen gab es nur gelegentlich Geschäftsverkehr. In Dänemark konnten wir nicht Fuß fassen. Einmal gab es dort selbst einige sehr gute Baumschulen und zum anderen lag Holstein dafür wesentlich günstiger. Der Export in die oben genannten Länder konnte der Konkurenz nur standhalten durch eine einwandfreie, hervorragende Warenqualität. In diese nordischen Länder wurden überwiegend Rosen für die Topfkultur und Flieder für die Treiberei geliefert. Finnland war in dieser Beziehung unser bester Kunde.
Die Rosensortierung erfolgte in einer Weise, die man sich heute wohl kaum noch vorstellen kann. Für die Topfkultur wurden die auf Rosa multiflora und Rosa rugosa veredelten sogenannten "Kostersorten" bevorzugt. Zuletzt waren es die Sorten "Muttertag" und "Vatertag".

Um den erhöhten Anforderungen der finnischen Kunden gerecht zu werden, haben wir einige Jahre für diese Topfrosensorten je Unterlage zwei Augen veredelt. Den Ansprüchen der Auslandskunden entsprechend und um der Konkurenz, die sehr groß war, paroli bieten zu können wurden eigene Sortierungsnormen aufgestellt, wobei die vom BdB (Bund deutscher Baumschulen) festgelegten nicht genügten. Für unsere Art der Rosensortierung mußten die Fachkräfte schon gut geschult sein und eine langjährige Praxis und Sortenkenntnis besitzen. Ständige Kontrolle durch den Betriebsleiter war außerdem erforderlich.

I. Qualität (jetzt Güteklasse A) wurde sortiert:

1.) Für Finnland mit 5 oder 4 starken Trieben.
2.) Übriges Ausland mit mindestens 4 Trieben
3.) Berlin mit mindestens 3 besonders starken Trieben
4.) Wiederverkäufer 3 Triebe
5.) Baumschulen zu BdB-Preisen, in der Regel 50% Rabatt, 3 schwächere Triebe oder zwei normale und ein schwacher Trieb.

Für den verhältnismäßig geringen Privatverkauf wurden die Qualitäten wie unter 1.) bis 3.) jedoch in gleichmäßiger Sortierung verwendet. Bei der mittleren Qualität (jetzt Güteklasse B) wurden drei verschiedene Sortierungen vorgenommen. Außerdem gab es dann noch die III. Qualität oder Güteklasse C, die heute nicht mehr als "pflanzwürdig" bezeichnet wird. Allerdings kauften verschiedene Betriebe diese schwache Qualität für die eigene Aufschulung insbesondere für die Schnittblumengewinnung.

Selbst die aus Holland bezogenen Rosen, die in meist guter Qualität geliefert wurden, wurden nochmals durchsortiert, sodaß nur wirklich erstklassige Qualität zum Export gelangte. Nur so war es den sächsischen Rosenanbauern möglich der holländischen und holsteinische Konkurenz standzu halten.

Die Rosen aus Steinfurth entsprachen kaum unseren Ansprüchen, zumal diese Anbauer reichlich Schnittblumen von den Pflanzen für den Frankfurter Markt schnitten. So gab es viele Reklamationen, obwohl der Preis eine zeitlang meiner ersten Tätigkeit nur bei -.11 M je Stück I.Qualität lag. Dieser niedrige Preis war bedingt durch die schwierige Absatzlage und des Überangebotes. Die Steinfurther arbeiteten gern mit uns, weil durch die Anbauverträge, die wir abschlossen, die Abnahme garantiert war, während andere Betriebe in diesen Jahren die Rosen zum großen Teil verbrennen mußten.

Mit den Balkanländern war es recht schwierig Geschäfte abzuwickeln. Nicht nur der lange Transportweg war hinderlich. Das ganze Geschäftsgebaren unterlag anderen Bedingungen. Obwohl unser Betrieb auch dort Vertreter hatte, die uns die Aufträge übermittelten, gab es Verlustgeschäfte. So verweigerten die Kunden die Annahme der Ware, oder reklamierten, wenn auch unbegründet. Von hier aus ließ sich nichts nachprüfen, wenn wir dabei nicht noch mehr durch Reisen nach dort noch zusetzen wollten. Hatte der Kunde die Annahme verweigert, erbat die dortige Bahn eine Versteigerungsgenehmigung. Und siehe da, der Kunde, der die Annahme verweigert hatte ließ durch einen Mittelsmann die Ware ersteigern. Der so erzielte Preis deckte mitunter weder Transport- noch Verpackungskosten.
Für den Autobahnbau erhielten wir auch sehr große Aufträge.
Die Arbeitszeit während der Versandzeiten - trotz des Achtstundentagesbetrug täglich 1o Stunden. Sonnabends wurde bis 16 Uhr und sonntags bis 12 Uhr gearbeitet.
An Arbeitskräften mangelte es nicht. Bis zu 4o Gärtnergehilfen nach dem heutigen Sprachgebrauch "Facharbeiter" waren der ständige Besatz. Dazu kamen noch einige Obergärtner. Allein in der jeweiligen Anzuchtfiliale waren ein Obergärtner und bis zu 2o Mitarbeiter tätig.
Dazu wurden noch Saisonarbeiter eingestellt. Allein für die Packerei wurden noch 12 Packer, meist ältere Männer, die alljährlich wiederkamen, benötigt. Mit Beendigung der Saisonarbeit wurden sie entlassen.
Als Hilfsarbeiterinnen wurden "schlesische Mädchen" angeworben.
Alljährlich fuhren wir nach Oppeln Ende Januar. Mit einem Sachbearbeite des Arbeitsamtes Oppeln wurde dann von Ort zu Ort gefahren und von Haus zu Haus um Arbeitskräfte zu werben. Diese Aufgabe war nicht allzu schwierig, weil für die meisten im heimatlichen Umkreis keine Arbeitsmöglichkeit bestand. Einige von ihnen hatten sich jedoch als ständige Arbeitskräfte bewährt und qualifiziert. Die meisten jedoch kamen Ende Februar und kehrten mit Eintritt des Winters späteste kurz vor Weihnachten in ihre Heimat zurück um im nächsten Jahr wiederzukommen. Diese Mädchen waren im sogenannten Landarbeiterhaus in Gemeinschaftsräumen untergebracht. Sie kochten sich das Essen selbst Sie waren sehr bescheiden und genügsam, dazu sparsam, so daß sie trotz des damaligen niedrigen Lohnes noch Ersparnisse mit nach Hause nahmen.

Die Entlohnung der Wanderarbeiterinnen lag zwischen -.22 M und 29 Pfennigen. Facharbeiter erhielten -.42 M bis -.49 M je Stunde. Beim Vergleich mit den heutigen Löhnen darf man jedoch die damaligen Preise für Lebensmittel, Dienstleistungen und Bedarfsgütern nicht außer Betracht lassen. Ganz abgesehen davon, daß die Ansprüche noch nicht so hoch gestellt waren wie es heute der Fall ist.
In den Jahren bis 1936 hatten alle Betriebe schwere Absatzsorgen. Es wurde schwer um jeden Kunden gerungen. Keinesfalls wurde ein Kunde weggeschickt, denn er hätte dann ja Stammkunde bei der Konkurenz werden können. Dies führte mitunter zu kuriosem, verlustreichen Geschäften, wenn noch irgendein Artikel beschafft werden mußte, für den der Beschaffungsaufwand sehr hoch war.
So wurden mitunter auch geringe Mengen aus dem Rheinland bezogen, obwohl wir im allgemeinen von dort kaum Ware erhielten.
Die Werbung um Privatkunden in der Presse hatte sehr wenig Erfolg. Seinerzeit gab es viele kleine Betriebe auch in den kleinen Orten, die auch mit Baumschulartikeln handelten, sofern sie nicht selbst kleine Mengen heranzogen. Für die Dresdner Kundschaft fand alljährlich eine Rosen- und Dahlienschau statt. In dem sogenannten Rosenhochstamm-japan wurde eine Hallenschau aufgezogen, die Anfang September stattfand. Es war wohl ein Anziehungspunkt für viele Schaulustige. Aber der ökonomische Nutzen war sehr gering.
Die Dresdner Kundschaft erhielt die gekaufte Ware per Lkw zugestellt. Für die umliegenden Dörfer wurden mitunter Anlieferungen per Lkw vorgenommen, wenn genügend Obstbäume abgesetzt waren.
Das Büro war verhältnismäßig stark besetzt. Ein Direktor, der auch Finnland, Schweden und Bayern bereiste. Buchhaltung mit drei Personen besetzt, Bestandsbuchführung mit zwei bis zu drei Personen, Versandabteilung mit zwei Personen, Korrespondenz, Mahnabteilung und Materialeinkauf mit einem Bürovorstand und zwei Stenotypistinnen. Meiner Meinung nach waren ein Teil vor allen Dingen außerhalb der Versandzeiten nie voll ausgelastet.
Als Lieferanten wären noch nachzutragen:
Die beiden Firmen Hermes und Stiehler aus Doberlugk - Kirchhain. Diese beiden Betriebe lagen unmittelbar nebeneinander. Jeder zog ungefähr 2o bis 3o.ooo Buschrosen und einige Tausend Stammrosen sowie etwas Flieder heran. Sie lieferten regelmäßig am 31. Oktober, als hier in Sachsen das Reformationsfest noch Feiertag war, an.
Aus Bad Liebenwerda wurden von einigen Kleinbetrieben vielerlei Junggehölze bezogen.

Während der Zwischenzeiten, zwischen den beiden Versandperioden, waren ein Teil der Mitarbeiter als Ein- und Verkäufer auf Reisen. Selbst Obergärtner besuchten die umliegenden Ortschaften um vorzugsweise bei den Bauern Obstbäume zu verkaufen.
Mit Aufnahme meiner Tätigkeit in der Firma V.T. mußte ich nach und nach, wenn auch ungern, meine vielfache Lehrtätigkeit und landschaftsgärtnerischen Arbeiten aufgeben.
Ich fühlte mich im Betrieb entsprechend meiner Ausbildung nicht voll ausgelastet. So ergab es sich, daß ich nebenbei, meist nach Feierabend einige Planentwürfe für größere Gartenanlagen für Betriebe übernahm. Zwangsläufig ergab es sich dann jedoch, auch die Gartengestaltung zumindest zu leiten. Aber auch einige Privatgärten übernahm ich. Ich hatte die Absicht, der Firma noch eine Abteilung Garten- und Landschaftsgestaltung anzugliedern, trotz gewisser Widerstände.
Mit Ausbruch des zweiten Weltkrieges änderte sich so manches. So blieben dann zuerst meine Gartengestalterischen Aufgaben liegen. Besonders weit war die mir gestellte große Aufgabe am Pastlingsee bei Peitz bereits gediehen.
Im Betrieb selbst gab es einschneidende Veränderungen. Fast alle jungen Facharbeiter wurden plötzlich eingezogen. Der Direktor Tiebe hatte bereits vorher an einer Übung teilgenommen, von der er nicht zurückkehrte. Der Bürovorstand wurde als Zahlmeister eingezogen. Auch von den Obergärtnern verblieben lediglich zwei. Der eine war nicht einsatzfähig, der andere wurde uk gestellt, jedoch dann noch hier in der Nähe eingesetzt.
Die Stützen im Betrieb waren zunächst die Wanderarbeiterinnen aus dem Oppelner Gebiet.
Dabei stiegen die Anforderungen an den Betrieb. Der Anbau und Umsatz stieg trotz allem enorm. Um all die Arbeiten zu bewältigen wäre es nicht möglich gewesen, wenn nicht genügend Arbeitskräfte zur Verfügung gestanden hätten. So wurden uns Kriegsgefangene zugeteilt. Im Wechsel waren es Polen und Franzosen. Von den Polen hatten einige einen Fluchtversuch unternommen. Mit zwei Kähnen aus dem Stausee hatten sie die Elbe überquert. Sie hatten die Absicht nach Polen zu gelangen. Nach einigen Tagen wurden sie jedoch in Radeburg in einer Gartenlaube entdeckt und uns wieder zugeführt.
Die Franzosen waren die wesentlich besseren Arbeitskräfte und ließen in keiner Weise zu wünschen übrig. Für die Verpflegung der Gefangenen und der zwei sie bewachenden Landesschützen wurde eine Küche eingerichtet, die den Grundstock für die spätere Betriebsküche bildete.

Nach unserer Meinung wurden die Gefangenen sehr gut verpflegt.Sie erhielten dieselben Zuteilungen wie wir. Dazu konnten wir aus dem Eigenanbau allerhand zuschießen.Außerdem erhielten sie des öfteren Liebesgabenpakete durch das Rote Kreuz. Ganz besonders gut verstanden sie sich mit unserem damaligen Obergärtner Werner Frantz. Einige dieser Franzosen hatten sich zu selbständigen Arbeitskräften eingearbeitet. Sie genossen ziemliche Freiheiten. Auch die Fahrten zum Güterbahnhof mit den Pferdegespannen durften sie allein ohne Bewachung oder Begleitung durchführen.

Der Versand erfolgte nach wie vor nach dem östlichen Deutschland bis Königsberg, den städtischen Verwaltungen, auch westlich bis Hannover und Braunschweig. Die Ware wurde zum Teil wie bisher aus Holstein, Steinfurth, Holland und Belgien bezogen, wie auch aus dem Kleinbetrieben der näheren Umgebung. Belgien und Holland waren wegen des Krieges nur auf den Export nach Deutschland angewiesen. So mußten wir die dort anfallende Ware abnehmen. Kurz bevor ich eingezogen wurde, reiste ich nach Hollandum dort einzukaufen. Zunächst erhielten wir eine Auflage von 25o.ooo M , die aber während meines dortigen Aufenthaltes nochmals um das doppelte erhöht wurde.

Anfang Februar 1943 wurde auch ich eingezogen. Die bisherige uk-Stellung (unabkömmlich) wurde nicht mehr verlängert, weil Deutschland den totalen Krieg erklärt hatte.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich das Versandgeschäft enorm ausgeweitet. Aber auch die landwirtschaftliche Nutzfläche hatte sich von ca 4o ha auf 65 ha ausgeweitet.

Der Versand erfolgte nach wie vor meist per Bahn, Rosen gut in Strohballen verpackt. Abholung per Lkw war noch kaum üblich. Der Privatbedarf war gesunken. Abgesehen davon, daß man eine Selbstbedienung nicht kannte.

Da die Waggons für den kriegsbedingten Einsatz dringender benötigt wurden, war es jeweils schwierig die gewünschte Anzahl von Waggons zum gewünschten Termin zu erhalten.

Zum Kriegende, Mai 1945, geriet ich in Gefangenschaft, zunächst in amerikansiche und wurde später den Engländern übergeben.

Nach der Entlassung verschlug es mich nach Schladen im Harz zu einem Gemüsegärtner. Für Kost und Logiswar ich zunächst einmal gut untergebracht. Mehr konnte man in dieser Nachkriegszeit nicht verlanger Den Verhältnissen entsprechend wurde ich dort gut verpflegt.

Mein Entlassungsschein galt nur für die westl. Besatzungszonen und vor einem Übersiedeln in doe sowj. Besatzungszone wurden wir gewarnt. Es ging zunächst kein Postverkehr, um Verbindung mit zu Hause aufzunehmen. So war ich ohne jede Nachricht von zu Hause.
So begann ich dort die Fühler auszustrecken und war im Begriff dort eine neue Firma V.T. aufzubauen. Mit dem Saatzuchtbetrieb Breustädt verhandelte ich wegen Pachtland und auf ein verlassenes Gärtnerhaus hatte ich auch ein Auge geworfen.
Dann nahm ich mit allen mir bekannten Geschäftsfreunden und Bekannten Verbindung auf. Ich wußte, mit welchen Betrieben in Holstein und Steinfurth Anbauverträge liefen, hatte ich sie doch zum großen Teil noch während eines Urlaubes selbst ausgehandelt.
Herr Borgmeier, der Besitzer des Gemüsebaubetriebes in dem ich tätig war, lieh mir 1.ooo.-- M, überließ mir seine Armbanduhr sowie seinen Gummimantel und übergab mir auch die entsprechenden Lebensmittelmarken für die von mir geplante Reise, zunächst nach Holstein.
Der Zugverkehr lief nur sporadisch und meist nur Güterzüge. Mit einem Güterzug kam ich von Schladen bis Hannover. In Hannover, der schwer zerstörten Stadt übernachtete ich im Bahnhofsbunker. Beim Gang zum Güterbahnhof, von wo ein Kohlenzug nach Hamburg verkehren sollte, verlor ich eine Schuhsohle. Ich trug ja noch immer meine Uniform und die Stiefel waren nicht mehr die Jüngsten. Schließlich fand ich einen Schuhmacher, der mir gegen Lebensmittelmarken nach langem Feilschendie Sohle mit einem paar Nägeln wieder befestigte. So war meine Weiterreise zunächst wieder gesichert.
Schließlich fand ich auch den Kohlenzug, der in offenen Waggons Steinkohle in großen Brocken geladen hatte. Auf diesen Kohlen saßen nun viele Passagiere, wenn auch nicht gerade sehr bequem. Unterwegs kam ein Eisenbahner und kassierte gegen eine Fahrkarte 5.--M. Dafür luden wir in den Dörfern den an der Bahn stehenden Kindern die Steinkohlenbrocken ab. Auf dem Hamburger Güterbahnhof hieß es nun wieder einen Zug in Richtung Pinneberg finden. In Pinneberg und Elmshorn wurde ich überall recht freundlich aufgenommen, obwohl ich in meiner alten Uniform wahrscheinlich nicht gerade den besten Eindruck machte.
Einige Kollegen waren noch nicht zurückgekehrt, einige befanden sich als Altnazis oder Parteifunktionäre noch in Lagern. Die Betriebe fand ich noch immer in bester Ordnung. Zum großen Teil traf ich hier auf Kollegendie wie ich aus der Gefangenschaft entlassen worden waren, die wie ich noch nicht nach Hause zurückkehren konnten. Siemarbeitetn hier als Facharbeiter.

Mir ging es darum, die alten Geschäftsverbindungen wieder aufleben zu lassen und zu erkunden, wieweit bereits wieder Absatzmöglichkeiten gegeben sind. Zu spät kam ich dahinter, wie der Tauschhandel blühte und selbst bei unsren Artikeln. Auf jeden Fall kaufte ich zunächst alle im Vertragsanbau für V.T. befindlichen Gehölze auf. Anschließend an diese Reise versuchte ich nach Steinfurth zu gelangen. Dies war insofern schwieriger, als Steinfurth sich in der amerikanisch Schladen dagegen in der englischen Besatzungszone befand. Füreine Einreise in eine andere Besatzungszone wurde eine Sondergenehmigung benötigt. In Goslar war es mir gelungen, diese zu erhalten. Die Reise nach Frankfurt und weiter nach Steinfurth gestaltete sich noch wesentlich schwieriger als nach Holstein. Stellenweise waren die Brücken zerstört, man mußte den Zug verlassen, ein Tal durchschreiten um auf der anderen Seite wieder einen Zug zu besteigen. Diese standen mitunter stundenlang, bevor sie weiterfuhren. Außerdem waren die Züge stark überlastet. Des öfteren kontrollierten die amerikanischen Besatzungssoldaten die Passagiere auf Papiere und Hamsterware.
In Frankfurt mußte ich bei den Behörden erst eine Ausfuhrgenehmigung für die Rosen, die ich in Steinfuth gekauft hatte, erwirken. Es war ein langwieriges Verhandeln. Hätte ich nicht die Anbauverträge vorweisen können, die mir die Steinfurther ausgehändigt hatten, wären all meine Mühen vergebens gewesen.
Von Holstein wurde die Ware in einem Waggon verladen. Aus Steinfurth gelang es mir die Ware per Lkw abzuholen. Diesen hatte ich in Goslar gechartert. Für die Lagerung und Zusammenstellung der Aufträge hatte ich den Güterboden in Schladen gemietet. Die Ware hatte ich unmittelbar nach dem Kauf mir bekannte Betriebe angeboten. Ich war überrascht, wie schnell und vollkommen ich die Ware absetzen konnte. Auf dem Güterboden stellte ich abends die Aufträge zusammen und konnte einen Teil wieder per Waggon verladen oder die Kunden holten schon per Lkw ab.
Da ich annahm dort seßhaft zu werden, ließ ich Briefbogen mit der Firmenbezeichnung Victor Teschendorff, Filiale Schladen im Harz drucken.
Immerhin konnte ich einen Umsatz von 45.ooo.- M machen. Obwohl ich den größten Teil an Wiederverkäufer verkaufte, verblieb mir ein Gewinn von 13.ooo.- M. Unkosten waren gering, lediglich die Beschaffungskosten waren abzudecken. Dies war immerhin ein beträchtlicher Umsatz, da damals noch die Preise von 194o Gültigkeit hatten. Heute liegen die Preise um 4o % höher als damals.

1945
Ende November brach ich die Zelte in Schladen im Harz ab, nachdem die Hilferufe aus der Heimat mich endlich per Post erreichten und die sehr konkret waren. Man befürchtete die Enteignung des Betriebes wenn ich nicht zurückkäme.
Das Betriebsgeschehen hatte sich in der Zwischenzeit meiner Abwesenheit grundlegend geändert. Jeder versuchte seinen Vorteil wahrzunehmen. Jeder Winkel, der nur irgendwie bewohnbar war, war mit Flüchtlingen und Umsielern besetzt.Teils in heute unvorstellbaren Verhältnissen hatten sich die Menschen eine Unterkunft geschaffen. Jeder erdenkbare Winkel in den Gebäuden, auch Lagerräumen, war dafür genutzt worden. Die Belegschaftsstärke betrug 250 Personen. Einige dieser Umsiedler hatten Pferde mitgebracht. So verfügten wir zu dieser Zeit über 7 Pferde. Unsere Hanomagzugmaschine war beim Bombenangriff in Dresden zur Reparatur und war dort verbrannt. Es war gelungen einen Lanz-Bulldog dafür zu beschaffen. Außerdem existierte lediglich noch eine 5-PS-Fräse. Weder ein Lkw noch ein Pkw war geblieben. Lediglich ein sehr verbrauchter Dreirad-Kleinlieferwagen- Goliath half über die schlimmsten Transportfragen innerhalb der außenliegenden Betriebsteile hinweg.
Die hohe Beschäftigtenzahl war dem Umstand zu verdanken, daß wir über eine Betriebsküche verfügten. Bereits während des Krieges wurde ein Teil Gemüse im Betrieb angebaut, das den Mitarbeitern zugute kam. Mit der Stabilisierung der Verhältnisse und dem Funktionieren der neuen Verwaltungen setzte auch die Planwirtschaft ein. Wenn diese Planung auch in der ersten Zeit mitunter Kapriolen schlug und auf Unverständnis stieß, so wurde doch für eine bessere Ernährungsgrundlage für die Bevölkerung gesorgt. Der Lebensmittelmangel war sehr groß, die Zuteilungen grenzten an das Existenzminimum. Es wurde geschoben, der Schwarzmarkt und Tauschhandel blühte. So mußte ich bei meiner Rückkehr feststellen, daß jeder im Betrieb, der nur irgendwie an unsere Erzeugnisse herankam, sich selbst sicherte. Obwohl der größte Teil unserer bisherigen Absatzgebiete verloren gegangen war, so setzte doch ein starker Bedarf nach Obstgehölzen ein. Bereits während des Krieges war der Obstgehölzanbau verstärkt worden. Jetzt ließen sich Obstgehölze bei den Bauern gegen Lebensmittel eintau sche Selbst Industriewaren wurden uns dagegen angeboten. So zogen unsere Mitarbeiter an den Wochenenden aufs Land, um etwas gegen Lebensmittel einzutauschen. Dies mußte unweigerlich zu Mißgunst und Unzufriedenhei unter den Mitarbeitern führen, zumal die Eigentumsverhältnisse nicht immer respektiert wurden. So war es meine erste Aufgabe Ordnung zu

schaffen und den Verkauf so zu organisieren, daß alle gerecht bedacht wurden und vor allen Dingen vorrangig Lebensmittel in die Betriebsküche kamen. Die großen Töpfe in denen gekocht wurde, reichten jedoch nicht aus. Über einen Jugendfreund konnte ich noch einen 300 Liter Senking-Kochkessel anschaffen, außerdem bauten wir noch einen Waschkessel in der Küche ein.
Die Gerichte bestanden hauptsächlich aus selbstangebautem Gemüse und Kartoffeln. Getreide gaben wir in die Mühle zum Mahlen.
Fleisch war unmöglich, weil wir nicht die geringen Fleischzuteilungen den Mitarbeitern abverlangen konnten. Lediglich 5gr - Fettmarken je Mahlzeit mußten wir fordern, damit das Essen etwas gehaltvoller und schmackhafter wurde. Milch war auch so gering rationiert, daß diese in der Küche nicht verwendet werden konnte. So gab es eben Gemüseeintöpfe, Gemüsebratlinge und Kartoffelsuppen. Da mitunter nicht genügend Gemüse vorhanden war, wurden auch Zuckerrübenblätter zu Spinat und Bratlingen verarbeitet. Nachdem wir uns dann entsprechend auf den Gemüseanbau eingestellt hatten, erhielten die Mitarbeiter allwöchentlich noch Gemüse aus dem Eigenanbau.
Im Zeichen der Planwirtschaft wurden wir auf alle landwirtschaftlichen Nutzflächen, auch Baumschulflächen und Wiesen zum Anbau von Getreide, Kartoffeln, Gemüse aller Arten, Heil- und Gewürzkräuter bis zu Erdbeeren und Tabak veranlagt. Dazu kamen die tierischen Produkte wie Rindfleisch, Schweinefleisch, Milch, Eier, ~~XXXXX~~ Wolle und Tierhaare. Selbst mit der Abgabe von Altpapier und Holz aus dem Stück Wald, der zum Betrieb gehörte wurden wir veranlagt.
Es hat lange Verhandlungen beim Rat des Kreises gekostet, bevor uns der größte Teil der Flächen als Baumschulland anerkannt und damit von der Veranlagung für landwirtschaftliche Erzeugnisse befreit wurde. Um dem allen mit der Zeit aus dem Wege zu gehen, versuchten wir die weiter abgelegenen Flächen abzustoßen, die wir als Pachtland bewirtschafteten. Anfang 1946 besaßen wir außer den Ländereien in Cossebaude noch eine Anzuchtfiliale in Bockwen, in Brabschütz auf Hühndorfer und Podemuser Flur, in Briesnitz und Gohlis. Wiesen und Felder in Freital und im Ostragehege.
Bei Aufgabe des Betriebes 1972 waren es dann lediglich noch ca 30 ha, davon 16 ha Eigentum.
Um dem Plansoll genüge zu leisten, aber auch die Baumschulkulturen einigermaßen aufrecht zu erhalten, wurde der größte Teil des Gemüses zwischen den Baumschulbeständen angebaut. Dies bedeutete enorm viel Handarbeit. Eine mechanische Bearbeitung war nicht möglich. Es

standen ja mehr als genügend Arbeitskräfte zur Verfügung. Diese Anbauart ging soweit, daß das Gemüse nicht nur zwischen den Reihen angebaut wurde, sondern bei den Obstgehölzen noch zwischen den einzelnen Pflanzen stand.
Mit der später einsetzenden Abwanderung der Arbeitskräfte begannen wir mehr mit der Reduzierung der Anbauflächen und der Spezialisierung. Als erstes wurden die Blütenstauden geopfert, weil sie zu arbeitsaufwendig waren (chem. Unkrautbekämpfung gab es noch nicht), Dann stellten wir die Anzucht von Alleebäumen ein und schließlich reduzierten wir den Obstanbau soweit, daß nur noch Schattenmorellen - und Pfirsichbüsche angebaut wurden. Die Koniferen, bis auf Zwergkoniferen, wurden auch abgebaut, allein aus der Erkenntnis, daß mit jedem Ballen Erde wertvoller Humusboden verloren ging. Dagegen wurde die Anzucht von Dahlien von bisher 6.ooo Stück bis auf ca 4o.ooo Stück ausgeweitet. Dies war zunächst eine Zwangsmaßnahme nach einem strengen Frostwinter um den Verlust bei Rosen auszugleichen.
Um noch einmal auf die Veranlagung mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen zurückzukommen. Es lohnt sich schon festzuhalten, was sich mitunter abspielte. Es war nicht immer möglich das Plansoll zu erfüllen. Mitunter erfolgte die Veranlagung so, daß die Erfüllung entsprechend der betrieblichen Verhältnisse überhaupt nicht möglich war. Allein bei den Heil- und Gewürzpflanzen gab es immer erregte Debatten, wenn ein Betrieb wenige Quadratmeter z.B. mit Pfferminze oder Lavendel beauflagt wurde. Die der Gemeinde auferlegten Mengen wurden eben stur auf alle landwirtschaftlichen Flächen prozentual aufgeschlüsselt, so daß jeder Betrieb von allem etwas erhielt.
Während uns die Sollerfüllung der Felderzeugnisse kaum Mühe bereitete gab es Sorgen mit der Viehhaltung. Nun mußten wir gezwungener Maßen Rinder, Schweine und Hühner halten. Dafür wurden wir Selbstversorger. Erhielten für diese Lebensmittel keine Lebensmittelkarten. Also mußten wir unseren Bedarf an Milch, Butter und Eieren aus eigener Tierhaltung decken, sofern nach der monatlichen Sollerfüllung noch übrig blieb.
Da wir zunächst keine Hühner hatten, konnten wir das Eiersoll nicht erfüllen. Auf meinen Einspruch beim Rat des Kreises wurde mir ernsthaft erklärt, wir sollten die Eier doch im Einzelhandel (HO) kaufen und wieder abliefern. Tatsächlich wurden solche Handlungen durchgeführt.-Es lohnt schon,solche Ungereimtheiten festzuhalten.-

Ein weiteres Beispiel.So wechselte in einem Jahr in Cossebaude ein Doppelzentner Rote Rüben mehrmals zwischen Abgabestelle, Einzelhandel und Erzeuger, bis das "Soll" erfüllt war. Die Preisdifferenz spielte dabei keine Rolle, ersparte man sich doch viel Ärger mit der Verwaltung. Selbst Schulkinder waren dahinter gekommen, daß sich durch staatliche Maßnahmen sogar Geschäfte machen ließen. Es gab einmal einen Überschuß an Pflaumen. Die Sammelstellen waren verpflichtet diese anfallenden Pflaumen auch von den Kleingärtnern zum Preise von 2o Pfennigen je Pfund abzunehmen. Um die reichlich anfallenden Mengen abzusetzen, subventionierte man und die Pflaumen wurden für 1o Pfennigen in den Einzelhandelsgeschäften angeboten. So kauften die Schulkinder die Pflaumen in den Einzelhandelsgeschäften und lieferten sie wieder bei der Sammelstelle ab. Wenn auch kein großer Gewinn, aber für Kinder doch lohnend.
Mein erstes motorisiertes Fahrzeug nach dem Kriege, war ein Motorrad. Ich hatte es gegen Gemüse gekauft. Der bisherige Besitzer holte sich jeweils am Wochenende einen Korb voll Gemüse ab, bis der vereinbarte Preis ausgeglichen war.
Die Beschaffung des Futters für die sieben Pferde verursachte viel Mühe, wenn wir auch zunächst genügend Heu selbst warben.
Für den Lanz-Bulldog wurde der Treibstoff auch zugeteilt. Er reichte jedoch nie aus, zumal wir mit ihm die gerodete Ware aus den Betriebsteilen abfahren mußten. Zum Anheizen des Bulldog gab es monatlich lediglich 5 Liter Benzin. Für die Fräse gab es keine Zuteilu ng.
Es waren aufreibende Jahre, bis sich alles wieder einigermaßen normalisiert hatte.
Mit zunehmender Verbesserung der Lebenshaltung und Vergrößerung der Industriebetriebe in Cossebaude erfolgte auch die Abwanderung von Arbeitskräften, da die Industrie wesentlich höhere Löhne zahlen durfte und auch die Lebensmittelzuteilungen höher waren. Ein verhältnismäßig großer Teil unserer jugendlichen Facharbeiter setzte sich auch nach Westdeutschland ab, ein anderer Teil ging in andere Berufe oder verblieb bei der Nationalen Volksarmee. Einge studierten auf der Arbeiter und Bauernfakultät oder Fachschule Solange wir Lehrlinge selbst ausbilden konnten,hatten wir doch die Möglichkeit einige als Facharbeiter zu behalten. Prekär wurde die Situation dann , als die Ausbildung zentral erfolgen mußte und wir somit keine Lehrlinge mehr ausbilden durften.

Nach 1945 entfielen die verschiedensten Absatzgebiete. Das Ausland war für uns unerreichbar. Die Kunden östlich der Oder fielen aus. Bis zur Währungsreform gab es noch einige Geschäfte mit Westdeutschland und Westberlin. Mit der Wärungsreform waren auch diese Geschäfte hinfällig.

Die Unterlagen für Obst und Rosen hatten wir überwiegend aus Holstein bezogen. Die Anzuchten innerhalb der DDR (damals noch sowjetische Besatzungszone) in Altenweddingen, Langenweddingen und Großnaundorf sowie Bad Liebenwerda konnten den Bedarf nicht decken. So mußten wir daran denken unseren Jungpflanzenbedarf selbst heranzuziehen. Für Rosen konnten wir das Saatgut selbst gewinnen, hatten wir doch ausreichend Wildrosenhecken. Saatgut für Obstgehölze stand uns nicht zur Verfügung. Wir legten Mutterbeete für die verschiedenen Malustypen an, um wenigstens etwas an Obstunterlagen zu gewinnen. Bei Sämlingsunterlagen schaltete sich die Interessengemeinschaft sächs. Baumschulen unter der bewährten Leitung des Kurt Scholz ein. Ich hatte mir bald einen Adler-Trumpf jun. (KleinPKW) aufbauen lassen. Diesen Pkw stellte ich für Fahrten mit der Interessengemeinschaft zur Verfügung. Wir fuhren durch die Lande um geeignete Samenträger für Äpfel und Birnen ausfindig zu machen. Wir fanden auch Straßenbäume mit Petersbirnen, deren Samen geeignet waren. Ein größeres Problem war die Erfassung und Gewinnung. Nach langwierigen Verhandlungen mit Mostereien war es uns gelungen für Jahre Saatgut in der geforderten Menge und Qualität zu erhalten. Das Saatgut wurde dann an spezialisierte Betriebe geleitet. Durch Rücksprachen mit dem Ministerium war es dann auch gelungen einige Male Saatgut zu importier Nachdem sich das VEG Baumschulen als führender Leitbetrieb empor gearbeitet hat wurde eine Verordnung über die Verwendung von Obst- und Rosensaatgut und - unterlagen erlassen. Nunmehr durften nur noch "anerkannte" Unterlagen aufgeschult werden. Das VEG veranlaßte auch eine Konzentration der Wildlingsanzuchten. Ausgeschaltet wurden dadurch die Anzuchten in den einzelnen Baumschulbetrieben. Der Erfolg war mitunter katastrophal. Mitunter fielen fast ganze Bestände aus. Auch die Qualität der Jungpflanzen ließ mehr und mehr zu wünschen übrig. Die Verteilung übernahm das VEG, zeitweise über die Kooperatic genossenschaften.

Mit Rosenneuheiten hatten wir lange Zeit das Sortiment nicht auffrischen können. Aufgrund der freundschaftlichen Beziehungen mit den Firmen Tantau und Kordes, die über mancherlei wertvolle Sorten verfügten, die selbst gezüchtet hatten, die hier aber noch nicht bekannt waren, wurde uns geholfen. Ich erinner mich, als erster von Ihnen die Sorten "Märchenland", "Karl Weinhausen","Virgo","Fanal","Michèle Meilland" und viele andere erhalten zu haben. Diese Sorten haben hier lange den Markt beherrscht, zum Teil werden sie noch heute angebaut. Komplizierter waren die Verhandlungen mit Gustav Strobel, der Lizenzträger für die Firma Meilland in Antibes war. Hier kam es lediglich zu einem Lizenzvertrag für einige Sorten. Da für diesen Vertrag Valuta benötigt wurde, konnte er nicht mehr verlängert werden. So kam es mit der Zeit, daß unser Sortiment veraltete, aber auch verarmte. Einige Jahre wurden noch neue Sorten aus Westdeutschland eingeschmuggelt. Nachdem aber durch die Zentralstelle für Sortenwesen nur noch Sorten in den Handel kommen durften die durch die Sortenstelle zugelassen wurden, war diese illegale Neueinführung nicht mehr möglich.
Als Neuheitenzüchter trat zuerst der Kollege Berger in Erscheinung. Als mein Sohn Eckart in den Betrieb eintrat, begann er in unserem Betrieb mit der Rosenzüchtung. Das Ergebnis seiner vielen Vorarbeit konnte das VEG sofort nutzen. Denn bei der Übernahme des Betriebes in Volkseigentum standen bereits eine größere Anzahl guter Sorten zum Verkauf bereit und in Reserve. Der Betriebsteil Dresden-Tolkewitz, der ein Jahr früher als wir mit der Züchtung begonnen hatte, stellte sofort seine Züchtungsarbeiten unter Dr. Stritzke ein.
Die dort mit größerem Aufwand betriebene Arbeit hat nur einen sehr geringen Teil neuer Sorten erbracht.

Bedauerlich war auch, daß verschiedene Sorten aus dem Sortiment wegen ihres Namens gestrichen werden mußten. Nur um einige Namen zu nennen: "Vatertag", "Muttertag","Königsberg", Geheimrat Duisberg wurde "Duisberg", Lilli Marlen wurde "Lilli". Man setzte sich aber auch bei Exportaufträgen über internationale Gepflogenheiten hinweg, indem man geschützte Sorten mit anderen Namen versah.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß unsere Mitarbeiter nach dem Kriege trotz schwerer körperlicher Arbeit beim Rosen und auch anderen Arbeiten nur die geringsten Zuteilungen per Lebensmittelkarte erhielten.
Die Einteilung ist mir zwar nicht mehr geläufig, sah aber ungefähr so aus: Die niedrigste Einstufung Rentner und Hausfrauen, dann Büroangestellte, es folgten Arbeiter (dazu gehörten die Gärtner) dann die beiden Gruppen Schwerarbeiter und Schwerstarbeiter, wobei auch noch nach volkswirtschaftlicher Notwendigkeit differenziert wurde.
Selbst für die Betriebsküchen gab es noch Jahrzehnte ein gewisses Limit an Lebensmitteln, das nicht überschritten wurde. Vom Rat des Kreises wurde der Verbrauch überprüft. Auch bei diesen Vorgaben gab es noch jahrelang die verschiedensten Kategorien von Betriebsküchen. Und dabei standen wir wiederum in der niedrigsten Kategorie. Vor allen Dingen waren es Fleisch, Milch, Butter und Margarine, für die täglich zu verwendete Menge nicht überschritten werden durfte.
Unseren Köchinnen muß noch an dieser Stelle ein Lob ausgesprochen werden. Sie haben es verstanden immer schmackhafte Speisen zu bereiten. Es war gute Hausmannskost, die unter den gegebenen Verhältnissen und den zur Verfügung stehenden Mitteln keine Hausfrau hätte besser kochen können.
Um den Preis für die Mitarbeiter möglichst niedrig zu halten, haben wir aus dem versteuerten Reingewinn jährlich größere Beträge für die Küche aufgewendet. Nach steuerlichen Grundsätzen mußten sich die Küchen selbst tragen. Dies war aber nicht möglich, wenn die Preise für das Essen nicht zu hoch werden sollten. Andererseits hatten wir Interesse daran gerade durch das Essen unseren Mitarbeitern einen Vorteil zu gewähren. Und dies immer im Hinblick der Erhaltung des Betriebes.

Neueinführungen und Neuerungen im Betrieb .

Da uns nach 1945 viele Absatzgebiete verloren gegangen waren und insbesondere Exportgeschäfte kaum noch möglich schienen. Nahm ich nach meiner Rückkehr aus Schladen Verbindung mit Finnland auf. Meine Vorsprachen bei der damaligen Wirtschaftskommission in Berlin blieben ohne Erfolg. Unverständlicherweise war man daran nicht interessiert. So versuchte ich es auf eigene Faust. Mit Frau Kauste, der Leiterin des Betriebes Schetelig in Helsinki, vereinbarte ich einen Besuch. Auf dem Flughafen Tempelhof holte ich sie ab. Nach Westberlin war seinerzeit noch ohne weiteres der Übergang möglich. Einige Jahre konnten wir dann auch wunschgemäß Rosen liefern! Trotz der Schwierigkeiten der Formalitäten, des Zolls der Verrechnung auf Dollarbasis, der Pflanzenschutzbestimmungen. Es wurde auch ein Liefervertrag über 4o.ooo Rosen abgeschlossen. Mit der Beschaffung von Rosenunterlagen gab es hier Schwierigkeiten. So vermittelte uns Frau Kauste eine Lieferung Rosenunterlagen aus Dänemark.
Die Einfuhr stieß auf Schwierigkeiten, weil die Außenhandelsgesellschaft keinerlei Interesse zu haben schien. Am Karfreitag traf der Waggon aus Dänemark ein. Die Außenhandelsstelle hatte noh keine Einfuhrgenehmigung erteilt. Die Angestellten der Grenzübergangsstelle handelten sehr bewußt. Sie riefen mich an und nach unserem Gespräch leiteten sie den Waggon weiter und übertrugen dem Dresdner Zoll die Abfertigung. Eine Verzögerung wäre den Pflanzen schädlich gewesen, denn es herrschte ein sehr warmes Osterwetter.
Mit meinem wieder aufgebauten Adler -Trumpf junior fuhr ich auf meine Kosten 14 Tage mit Frau Kauste von Betrieb zu Betrieb um ihr weitere Geschäfte zu ermöglichen.So war es ihr möglich Azaleen und bei der Firma Elsner Jungpflanzen zu kaufen.
Bei den Firmen Tantau und Kordes in Holstein erreichte ich die Aufnahme für uns neuer Rosensorten. Beide Firmen schickten aus alter Kollegialität jeweils 1.ooo Rosenaugen von den Sorten: Märchenland, Karl Weinhausen, August Seebauer, Fanal, Fashion, Gelbe Holstein, Käthe Duvigneau, Virgo, MicheleMeilland, Vatertag und Muttertag. Diese Sorten hielten sich sehr lange im Sortiment. Auch später erhielt ich noch des öfteren neue Sorten von diesen beiden Firmen. Auch mit meinem Freund Gustav Strobel führte ich Verhandlungen wegen der Übernahme von URS-Sorten von Meilland. Lediglich ein Lizenzvertrag von kurzer Dauer kam zustande.

In einen Rosenüberwinterungsschuppen führten drei Türen von außen. Um dorthin zu gelangen mußte man durch die Tür des Arbeitsraumes. Ich ließ einen direkten Eingang, bezw. Durchgang vom Arbeitsraum in diesen Schuppen bauen. Dies war eine enorme Arbeitserleichterung. Vor allen Dingen war man nicht jedem Wetter ausgesetzt.
Bei der Überwinterung der Buschrosen in diesem Schuppen hatten wir vielfach Sorgen mit der Botrytisbildung an den Rosentrieben. Durch feuchte Luft und Wärme bildete sich dieser Pilzbefall sehr schnell aus. Selbst das Lüften des Schuppens schaffte nicht genügend Abhilfe. Um Luftzirkulation zu schaffen ließ ich drei große Luftumwälzer einbauen. Andere Betriebe zogen sehr bald damit nach.
Ebenso verhielt es sich mit den Petroleumgeheizten Öfen. Diese wurden mit Propellern betrieben, sodaß sich die Warmluft sehr gut verteilte. Diese wurden bei zu großer Kälte eingesetzt, wenn die Rosen noch lagerten, also noch nicht in die Erde eingeschlagen waren. Selbst für die Erwärmung der Arbeitsräume setzten wir sie ein .

Viel Mühe wendeten wir für die Einführung und die Bereitung des Schnellkompostes nach dem Indoreverfahren (Dr. Rohde) auf. Innerhalb von drei Monaten hatten wir dadurch einen fertigen, lebendigen Kompost. Hierzu habe ich auch etliche Veröffentlichungen verfaßt. Das Prinzip besteht kurz darin:So schnell als möglich die Kompoststoffe zu zersetzen, keine Faulung aufkommen zu lassen.
Schichtweise wurden auf gewachsenen Boden Kompostmasse, Stallmist, Erde und etwas Kalk aufgesetzt. Schichtweise angefeuchtet. Die Haufen bis 1,5 m aufgesetzt, zum Schluß mit Erde abgedeckt und dann Luftlöcher eingestoßen. Ohne Umsetzen war der Kompost nach drei Monaten fertig. Soweit als möglich verwendeten wir eigenen Stallmist von 6 Pferden und zwei Kühen. Stallmist wurde auch zugekauft. Da der zugekaufte Stallmist in der Qualität immer schlechter wurde, weil er aus überwiegend Hobelspänen bestand und zur Gewichtsaufbesserung mit Wasser vollgepumpt wurde verzichtete ich darauf. Wir behalfen uns dann mit Torf und Tierhaaren, meist Schweinsborsten.

Als das Verpackungsmaterial Stroh und Schilf knapp wurde, führten wir die Verpackung mit gebrauchter Folie ein. Diese bezogen wir aus einem Gummiverarbeitenden Betrieb und mußten sie erst grob abwaschen. Später stand Folie in neuem Zustand von der Rolle zur Verfügung, was die Arbeit wesentlich erleichterte.

Die Selbstbedienung führte ich als erster Baumschuler in der DDR ein. Wir hatten den Vorteil, daß wir diese in einem überdachten Schuppen von der Witterung unabhängig machen konnten. Noch heute verkauft man in diesem Raum, wenn man ihn auch inzwischen erweitert hat.
Über die Vorteile dieses Verkaufssystems ist nicht mehr viel zu sagen. Für die spätere Generation muß doch festgehalten werden, wie es vorher gehandhabt wurde. Einmal gab es ein Bestellsystem. Nach Fertigstellung des Auftrages erhielt der Kunde einen Abholbescheid. Wenn dies auch viel Verwaltungsarbeit erforderte, so war dies ökonomisch noch vertretbar. Aber sonst war es üblich, daß der Kunde selbst die Ware aussuchen durfte. Der Kunde ging mit einem Obergärtner in die Einschläge oder sogar Quartiere. Dort suchte man sich die einzelnen Exemplare aus, die auch sofort gerodet wurden. Bei diesem System stand der Arbeitsaufwand in keinem Verhältnis zum Erlös. Aber der Kunde war König ! Arbeitskräfte waren vorhanden, kalkuliert wurde kaum Und ein anderes Verkaufssystem war eben noch nicht bekannt.

Die Sprühvermehrung bei der Stecklingsvermehrung bedeutete einen wesentlichen Fortschritt. Eingesparte Arbeitszeit, kaum Verluste durch versäumtes Spritzen oder Schattieren. Fast 100%ige Anwachsergebnisse. Leider wurden in der DDR keine Geräte dafür hergestellt. In Zusammenarbeit mit meinem Sohn Gunter wurden die erforderlichen Geräte entwicklet und konstruiert. Das System mit Tauwage hatte sich bei uns nicht bewährt, wir gingen zu Fadenfühlern über, die nach Abtrocknung über das Gerät ein Magnet- oder Membranventil auslösten und so die Kulturen übersprühten. Zunächst verwendeten wir die aus Messing bestehende Tegtmeier - Düse, die aus der BRD stammte. Später haben wir als Neuerervorschlag diese Düsen aus Plaste nacharbeiten lassen. Diese funktionierten ebenso gut, waren wesentlich billiger und hier beschaffbar. Hieraus ergab sich dann auch die Entwicklung von Pralldüsen aus Plastmaterial.
Die Okulationsschnellverschlüsse stehen in der BRD unter Patentschutz Auch in der DDR war der Patentschutz durch Fleischhauer angemeldet. In Zusammenarbeit mit der Baumschulgenossenschaft bemühten wir uns zunächst um den Lizenzerhalt. Die hogen Lizenzgebühren, die alljährlich angefallen wären, wollte unser Staat nicht übernehmen. Auf meine Initiative wurde das hier angemeldete Patent zurückgezogen, weil ich nachweisen konnte, daß mir diese Verschlüsse bereits über ein Jahr vor der Anmeldung bekannt waren. Kurt Scholz, der damalige Vorsitzende und Geschäftsführer der Baumschulengenossenschaft hat sich sehr um die Aufnahme der Produktion bemüht. Zuerst wurde

Gummi von gebrauchten Wetterballons verwendet. Aber auch das Finden eines Betriebes der die Klammern in die Blättchen einbrachte mußte gefunden werden. Heute kann sich wohl kein Baumschuler mehr das Verbinden mit Raphiabast oder Kunstbast vorstellen. Der ökonomische Nutzen der Verwendung dieser Okulationsschnellverschlüsse ist groß. Auch die Verwendung von Folienbändernfür die Stammrosenveredlung und später für die Beerenobstveredlungen wurde in unserem Betrieb entwickelt. Hier hatte besonderen Anteil der Kollege Schmadlak sen. Bei Stammrosen wurde bisher mit Bast oder Wollfaden die Veredlung verbunden und außerdem noch über die Veredlungsstelle ein Papierverband angebracht. Diese wesentliche Mehrarbeit konnte nun entfallen. Das Anwachsergebnis unter den Folienverbänden war wesentlich besser.
Die Einfuhr von Clematis war wie viele andere Artikel nicht mehr möglich. Vor allen Dingen war früher Holland der Hauptimporteur.
Die Vermehrung durch Veredlung ist sehr arbeitsintensiv. Wir stellten sehr viele Versuche an, um die Vermehrung zu vereinfachen. Nachdem wir viel Lehrgeld gezahlt hatten, kamen wir doch zu einer ökonomisch vertretbaren Lösung der Stecklingsvermehrung.
Das ausschlaggebende war dabei von der althergebrachten Methode, unmittelbar unter der Nodie zu schneiden, abzugehen. Die Bewurzelung erfolgte wesentlich rascher und besser, wenn ein langes Stück der Internodie(Triebteil zwischen zwei Blattansätzen) belassen wurde. Wir kamen auch dahinter, daß die gebrochenen und nicht geschnittenen Stecklinge schneller bewurzelten. Schließlich erprobte mein Sohn Eckart auch die verschiedensten Bewurzelungshormane(Wuchsstoffe) . Wir verwendeten dann jeweils die von ihm selbst zusammengestellten Mittel, die besser waren als die handelsüblichen. So kamen wir schließlich auf eine Jahresproduktion von 12.ooo Stück Clematis in 12 verschiedenen Sorten.
Die selbst zusammengestellten Wuchsstoffe wurden auch für die anderen Stecklingsvermehrungen angewendet. vor allen Dingen bei den 4o.ooo Dahliensteckl ingen, die nicht nur besser, sondern auch schneller bewurzelten.
Die Bodenmüdigkeit, oder Baumschulmüdigkeit, die vor allen Di ngen bei der Anzucht von Rosen und Obstgehölzen auftritt, macht jedem Baumschuler Sorgen. Solange Wechselland zur Verfügung steht, lassen sich die Kulturen in gutem Zustand erhalten. Viele Wissenschaftler haben sich diesem Problem gewidmet. Vom Bormangel bis zu wachstumshindernden Wurzelausscheidungen usw. sollen die Ursachen sein.

Auch ich habe mich sehr eingehend mit diesem Problem beschäftigen müssen. Waren doch alle Ländereien in weitem Umkreis bereits von uns einmal bebaut. Zwischen Dresden-Briesnitz, Merbitz, Mobschatz, Podemus, Oberwartha und Hühndorf hat es kaum noch für uns brauchbare Ländereiengegeben. Dabei waren die Tauschverhandlungen mit den Bauern nicht immer leicht. Noch schwerer wurde es dann als die LPGen entstanden waren.

Durch Literaturstudium kam ich auf die Idee der Anwendung von Kleegrasgemisch. Zu dieser Zeit nutzte ich meine Tätigkeit als wissenschaftlicher Honorarmitarbeiter in Pillnitz. So kam es zu größeren Versuchanstellungen. Das Ergebnis war positiv. Einige Jahre haben wir auch die betriebseigenen Flächen in diesem dreijährigen Zyklus bearbeitet. Mußten dies aber dann wegen Flächenmangel einstellen.

Das Niederlegen der veredelten Stammrosen fällt in die Arbeitsspitze des Herbstversandes. Zu dieser Zeit ist es meist sehr kalt und diese Arbeit für die Mitarbeiter sehr schwer.

Ursprünglich wurde das Niederlegen so gehandhabt: Die Erde wurde an der Seite etwas freigegraben, eine Arbeitskraft drückte dann die Stämme herunter und eine zweite Arbeitskraft mußte die Stämme zweimal zusammenbinden. Danach wurde per Spaten von zwei Seiten die Erde über den DStämmen zu einem Damm aufgeschüttet, der Damm hinterher noch mit dem Spaten glatt gedrückt, damit das Wasser angeblich besser ablaufen sollte und die Veredlung nicht faulen sollte.

Die nächste verbesserte Variante bestand lediglich darin, daß das Anhäufeln mit dem Spaten wegfiel und der Pflug diese Arbeit übernahm. Mit dem Einscharpflug wurde in zwei Richtungen gefahren um den Damm anzufahren. Zunächst wurde auch noch das Glattstreichen als erforderlich angesehen, fiel aber später fort.

Als das gesamte Niederlegen infrage gestellt war, machte ich mir Gedanken, wie man diese Arbeit mechanisieren könne. Die Lösung: Unter den Geräteträger wurde eine "Wanne", die mit Gummi ausgelegt war, gebaut, Diese war vorn breit und verjüngte sich nach hinten sehr strak berührte hinter dem Geräteträger fast den Boden. Diese Wanne fuhr über die Stämme und drückte sie nieder. Unmittelbar anschließend war ein zweischaariger Pflug gekoppelt, der die Erde gleichzeitig die Erde von beiden Seiten über die Stämme warf. Zugegeben, es hat zuerst verletzte Stämme gegeben, bis der Traktorist sich an das sehr genaue Überfahren der Stammreihen eingespielt hatte. Aber auf diese Weise wurde das Niederlegender Stämme an einem Tag erledigt.

Die Pferdehaltung wurde wegen des Arbeitskräftemangels zum Problem. Es fand sich kaum noch jemand, der sich mit Pferden beschäftigen wollten. Ganz abgesehen dav on, daß die Haltung wegen der vorgeschriebenen Arbeitszeit unrentabel wurde. Das Lockerhalten des Bodens zwischen den Pflanzenreihen, das sogenannte Planeten oder Durchfahren mußte trotz der einsetzenden chemischen Unkrautbekämpfung, weiterhin durchgeführt werden. Zunächst hingen wir an den Geräteträger (RS 09) die Planeten lose an und ließen sie von Arbeitskräften führen. Schließlich bauten wir bis zu vier Planeten an den Geräteträger starr an. Die für die üblichen Anbaugeräte für die Landwirtschaft waren wegen der anderen Arbeitsbreiten nicht verwendbar. Schließlich mußten wir die Reihenabstände unserer Pflanzungen denen der käuflichen Geräte anpassen. Diese Art war jedoch nur für niedrige Kulturen anwendbar. (Für höher wachsende Pflanzen wurden später Hochschlepper (Portalgeräteträger) eingesetzt.

Die Einführung einer pneumatischen Schere, die mit unserer Hilfe, bezw. Anregungen gebaut wurde und auch bei uns ausprobiert wurde, scheiterte an Materialschwierigkeiten. Das angemeldete Patent zogen wir dann zurück.

Die bis zu Anfang des zweiten Weltkrieges stattfindenden Rosen- und Dahlienschauen im sogenannten Hochstammjapan wurden eingestellt. Das vorhandene Material, wie Bespannstoffe, Rupfen usw. hatten anderweitige Verwendung für unsere Mitarbeiter gefunden. Eine Neubeschaffung war nicht mehr möglich.

Da wir den Dahlienanbau erweitert hatten, führten wir jahrelang eine Dahlienschau im Freiland durch. Diese wurden sehr gut besucht. Mit Hilfe von Lautsprechern und besprochenen Tonbändern wurden Hinweise gegeben. Selbst Imbißstände und Kaffeeausschank richteten wir ein. Leider fanden wir keinerlei Unterstützung durch HO oder Konsum.

Als eine meiner ersten Arbeiten in der Firma war den Katalog auf den neuesetne Stand, auch in Bezug auf die Nomenklatur zu bringen.

An den Arbeitsplätzen ließ ich noch anfangs des Krieges überall bessere Beleuchtungsmöglichkeiten anbringen.

Die drei alten Rosenüberwinteru ngsjapans ließ ich erneuern und erhöhen, so entstand der sogenannte "Neue Japan", zu dem später noch der direkte Durchgang geschaffen wurde.

In den Garderoberäumen ließ ich noch einen Duschraum einbauen.

Im Büro sorgte ich für große Verwaltungsvereinfachungen, die allerdings zunächst nicht bei allen Mitarbeitern auf Gegebliebe stießen. Durch ein durchdachtes Formularwesen und Vordrucke für des öfteren Wiederkehrenden Schriftwechselwurde viel Schreibarbeit eingespart und sonst unterlaufene Fehler vermieden. Schließlich war für den Versand, bezw. die Aufträge und den Wareneingang alles so organisiert, daß selbst bei Ausfall von Arbeitskräften keine Pannen eintreten konnten.
Für die Kundschaft wurden die verschiedensten Pflanzanweisungen erarbeitet und stets mit der Rechnung mitgegeben. Später übernahm den Druck die Baumschulgenossenschaft.

Bei der Einführung von Neuerungen im Baumschulwesen war unser Betrieb schon von altersher sehr aufgeschlossen. Viele Führungen, Tagungen und Beratungen fanden im Betrieb statt.
Für die Einführung der Dalchowchen Leittriebklammer für die Anzucht von Obstgehölzen setzte sich Victor Teschendorff sehr ein. Auch den Vertrieb dieser Klammern übernahm er. Diese Methode ist bei Krüssmann in dem Buch "Die Baumschule" näher beschrieben.
Bei Obstgehölzen wurde früher bei Okulaten und bei den Leittrieben jeweils ein Zapfen blindgeschnitten und stehen gelassen um den sich darunter entwickelden Trieb anheften zu können. Das Blindschneiden des Zapfens, der vielfach verholzte, das Heften des jungen Triebes und vor allen Dingen das Entfernen des Zapfens war sehr arbeitsaufwendig. Diese Klammer sollte dem abhelfen. Die Triebe wurden unmittelbar über dem Auge geschnitten und damit das Auge senkrecht wächst diese Leittriebklammer (die aus Metall bestand) unmittelbar am Auge befestigt. Aus dieser Methode entwickelte dann Herr Dalchow, der Erfinder der Leittriebklammer, das sogenannte "Starkaugenverfahren die zapfenlose Anzucht. Sie ist heute so eingeführt, daß ich sie nicht zu beschreiben brauche. In Windlagen, wo mit viel Ausbruch zu rechnen ist, wird man die alte Methode noch anwenden müssen. Nach meiner Erfahrung waren besonders bei Pflaumen und Pfirsichen die Verluste durch Windbruch sehr hoch, so daß wir bei diesen Obstarten beim Zapfen verblieben sind.
Um die Einführung des "Strakaugenverfahrens" haben wir uns sehr bemüht.

Vereine und Verbände beruflicher Interessen usw.

In diesen Aufzeichnungen wiederhole ich mich wahrscheinlich auch, wie schon an anderen Stellen.

Über meine Tätigkeit als Berufsschullehrer und über die von mir privat abgehaltenen Fortbildungslehrgänge für Facharbeiter und Meister schrieb ich schon ausführlich. Aus diesen Zusammenkünften ergab sich dann die Bildung von Arbeitskreisen und schließlich der Zusammenschluß mit der "Arbeitsgemeinschaft Deutscher Junggärtner". Erich Noack, ein bekannter Fachmann in Berlin-Britz, späterer Betriebsleiter der Rosentreiberei August Noack, war der Vorsitzende dieser Vereinigung. Er bestimmte mich sehr bald als Verantwortlichen für den Bereich Sachsen. Als die Landesbauernschaften gebildet wurden setzte man mich automatisch als Landesfachwart Junggärtner ein. Die Existenz dieser Junggärtnergruppenerlöschte jedoch mit Beginn des Krieges, weil die jungen Facharbeiter zum Kriegsdienst eingezogen wurden. Alle Bemühungen nach dem Krieg durch die VdgB ähnliche Gruppen aufzuziehen scheiterten sehr bald. Solange wir im Betrieb noch viele und interessierte junge Mitarbeiter hatten, veransstalteten wir wöchentlich Fortbildungsabende.

Für die jungen Facharbeiter, insbesondere die Lehrlinge, wurden sogenante Berufswettkämpfe veranstaltet. Diese bestanden aus einem theoretischen und einem praktischen Teil. Sie ähnelten sehr dem Schema der Gehilfenprüfungen. Bei diesen Berufswettkämpfen mußte ich bis 1936 sehr aktiv tätig sein. Nach 1945 wurden diese Berufswettbewerbe in ähnlicher Form eingeführt. Genau wie vorher wurden dann Kreis-, Landes-, und Reichssieger ermittelt.

Alsbald wurde ich auch in die Prüfungskommissionen für Facharbeiter und Meister berufen. Viele Jahre wirkte ich dort mit.

Mit dem Neubeginn 1945 wurden selbstverständlich neue Berufsorganisationen gebildet. Die Sammelorganisation für die Landwirtschaft war die VdgB (Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe), die später noch zur BHG (Bäuerliche Handelsgenossenschaft) erweitert wurde. Der Gartenbau bildete eine Untergliederung. Allerdings hatten wir den Eindruck, der Gartenbau spiele dort nur eine sehr untergeordnete Rolle.

Die Baumschuler versuchten jedoch bald eine selbständige Organisation zu bilden, weil die Interessen doch auf ganz anderen Gebiet lagen als im übrigen Gartenbau. Was früher der BdB (Bund deutscher Baumschuler) bedeutete, sollte hier unter den ganz anderen politischen Verhältnissen irgendwie auf die Beine gestellt werden.
Wie richtig dieses war, kann nur der Ermessen, der die damaligen Verhältnisse erlebt hat und den Neuaufbau einer derartigen Organisation mit gefördert hat. Zunächst wurde lediglich eine "Interessengemeinschaft Sächsischer Baumschulen" gegründet. Vorsitzender wurde der wahre Demokrat, der in Baumschulerkreisen unvergessene Kurt Scholz aus Dresden-Coswig. Diese INteressengemeinschaft wurde später in den VdgB überführt und nannte sich "Baumschulengenossenschaft Sachsen". Später schlossen sich noch die Thüringer Baumschulen an.
Zunächst setzte sich die Genossenschaft dafür ein, die Baumscchulen von der Veranlagung für landwirtschaftliche Erzeugnisse zu befreien, damit sie sich wieder ihrem eigentlichen Zweck widmen könnten.
Alsbald begann sie auch sich für die Beschaffung von den verschiedenste Hilfsmaterialien zu befassen. Ich erinner nur an Saatgut, Wildlinge bezw. Veredlungsunterlagen, Junggehölze, Ballenelienen, Bindematerial, Messer und Scheren für Baumschulen, Kleingeräte wie Planeten, Folienband, Verpackungsmaterial, Etiketten, Gummistiefel, spezielle Arbeitshandschuhe, Maschendraht und Drahtgeflecht, die Herstellung und den Vertrieb von Neukatöpfen, die Okulationsschnellverschlüsse. Auch die 4o %ige Preiserhöhung für alle Baumschulartikel nach den eingefrorenen Preisen von 194o setzten die Mitglieder der Genossenschaft durch. Die Aufzählung der gehandelten Artikel klingt heute ganz einfach und fast unproblematisch. Daß aber zu jener Zeit praktisc kein Material vorhanden war, zwang zunächst einmal das Material zu beschaffen und auch Betriebe ausfindig zu machen, die dieses und jenes produzieren konnten. Später wurde dies alles in die Planwirtschaft einbezogen und erleichterte jedoch nur teilweise den Bezug.
In dieser Baumschulgenossenschaft wurde ich sehr bald in den Vorstand gewählt und wurde stellvertretender Vorsitzender.
Viele Versammlungen, an denen mitunter ca 3oo Mitglieder aus der gesamten DDR teilnahmen leitete ich. Auch Vorträge hielt ich anläßlich von Generalversammlungen.

Mit fortschreitender Sozialisierung wurden in der Landwirtschaft Kooperationsgemeinschaften gebildet. So wurden der Kollege Keulich von der GPG "Im Lockwitztal" und ich beten, die Vorarbeiten zur Gründung einer Koop. sächsischer Baumschulen zu leisten. Unter Federführung des VEG-Baumschulen erarbeiteten wir die Statuten. Den infrage kommenden Baumschulen wurden diese zugestellt. Die Gründungsversammlung "durfte" ich leiten. Die großen Erwartungen, die ich aufgrund des Statuts erwartet hatte wurden leider nicht realisiert. Alsbald wurde ein hauptamtlicher Geschäftsführer eingestellt. Dessen Hauptaufgabe war, sich ein hohes Gehalt zu sichern. Finanziert wurde die Koop. durch festgelegte Beträge je Baumschulfläche/ha. Da das Hauptziel zunächst darin bestand die Anzuchten zu spezialisieren, beschftigte man sich damit, die Betriebe zu analysieren. So lange ich Mitglied war, konnte eine Spezialisierung der Betriebe nicht realisiert werden. Der einzige Vorteil bestand darin, daß es den Betrieben erleichtert wurde untereinander Wirtschaftsverträge abzuschließen, um Nebenkulturen auslaufen zu lassen und so nach und nach zum Ziele zu kommen. Die Kalamität der Jungpflanzenversorgung durch das VG, das dafür verantwortlich war, konnte nie zufriedenstellend beseitigt werden. Bis heute ist die Versorgung noch sehr sporadisch. Die Verteilung erfolgt über das VEG.

Von Seiten des VEG wurde stets gedrängt, die Baumschulengenossenschaft aufzulösen. Man erwirkte sogar eine Verordnung, die besagte, daß für die Materiellltechnische Versorgung das Handelskontor zuständig sei. Ich selbst verhandelte mehrmals mit dem Handelskontor und mußte feststellen, daß man dort für den verhältnismäßig kleinen Bedarf der Baumschulen kein Interesse hatte. Schließlich gingen die Verhandlungen so weit, die Versorgung der Bedarfsgüter auch von der Koop. durchzuführen und die Genossenschaft in die Koop. zu überführen. Selbst Kurt Scholz, der Vorsitzende und Geschäftsführer der Genossenschaft sprach sich dafür aus. So geschah es auch eines Tages.

Die Koop. übernahm den Handel und weitete ihn zunächst aus. Auf Drängen des VEG-Baumschulen wurde der Handel eingestellt und das Handelskontor übernahm ihn. Der Erfolg war, daß das Handelskontor den Bedarf nicht befriedigen konnte. Während ich diese Zeilen schreibe höre ich von der Tendenz, den Handel wieder der Koop zu übergeben. Jetzt beschäftigt sich die Koop. mit Maschinenverleih und mit diletantischen Versuchsanstellungen.

Zu Anfang gehörte ich auch dem Kooperationsrat an, später Mitglied.

Einige Jahre wurde ich zu den Sitzungen der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften Sektion Gartenbau berufen. Die Sitzungen fanden aller 14 Tage statt. Leider konnten viele dort gefassten Beschlüsse nicht realisiert werden. Als ich als ordentliches Mitglied gewählt warden war, konnte ich vom Ministerium angeblich aus Ersparnisgründen nicht berufen werden. Bisher hatte ich alle Kosten selbst getragen. Als ordentliches Mitglied hätten mir die Spesen vergütet werden müssen. Ich folgte keiner Einladung mehr. Meiner Meinung nachsspielten aber andere Gründe eine Rolle. Ich war ja noch Leiter eines Privatbetriebes. Als ich dann die staatliche Beteiligung aufgenommen hatte, bat man mich wieder mitzuarbeiten. Ich lehnte ab.

Bei der Zentralstelle für Sortenwesen der DDR war ich jahrelanger Mitarbeiter für die Bewertung von Rosen und Dahlien die für die Neuzulassung bewertet werden mußten.

Als Gutachter wurde ich von der iga Erfurt berufen für Baumschulartikel, Rosen und Dahlien.

Mitglied des Vorbereitungskommitees für Rosenaustellungen hat mir viel Freude gemacht, konnte ich doch manchen Vorschlag machen, der realisiert wurde. Die iga schlug mir dann vor, als ich Rentner war, als ständiger Mitarbeiter tätig zu sein.

Erwähnenswert noch meine Mitarbeit als Honorarmitarbeiter im Institut für Obst- und Gemüsebau in Dresden-Pillnitz. Mir wurde die Versuchsanstellung über Bewurzelung von Flieder, Nadelgehölzen, Mischpflanzung in Baumschulen(die ich ablehnte aus ökonomischen Gründen), Einführung der Walnußveredlung, die zu kostspielig wegen der enormen Heizkosten war. Erfolg versprach ich mir von den Versuchen mit dem Anabu von Kleegrasgemisch gegen Bodenmüdigkeit. Die Versuchsanstellungen zeitigten auch einen Erfolg.

In der Erzeugnisgruppe Baumschulen war ich in der Gruppe Preise und TGL Mitarbeiter.
Die Arbeitsgemeinschaften Technik und Rosen des VEG waren totgeborene Kinder. Man hatte mich auch hier zur Mitarbeit gebeten.

Über die Tätigkeit im Kulturbund Zentrale Leitung des Arbeitskreises Rosen berichtete ich an anderer Stelle,

Ein Nachtrag

Nach dem Krieg 1945 befand sich Cossebaude in der sowjetischen Besatzungszone. Die politischen Verhältnisse hatten sich grundlegend geändert. Bis sich die neuen Verantwortlichen eingearbeitet hatten ging so manches drunter und drüber. Dies gab man auch in Versammlungen mit unserer Belegschaft offen zu.
Hauptsorge war zunächst die Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen, soweit dies überhaupt möglich war. Der Schwarzhandel blühte, es wurden auch "Schwarzmarktpreise" gezahlt. Später fing die HO diese überhöhten Preise ab, indem sie fast gleiche Preise festsetzte.

Während der Nazizeit war es die "Deutsche Arbeitsfront", welche die Interessen der Arbeitnehmer vertrat. Ihre sogennten Zellen hatte sie in den einzelnen Betrieben aufgebaut. Jetzt war es der "Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FdGB) mit der Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL). So ließen sichzuerst zwei Obergehilfen, die der SED beigetreten waren dafür wählen um alsbald zu "Obergärtnern" aufzusteigen. Ihre Hauptaufgabe bestand zu Anfang lediglich darin, die Produktion zu hemmen. Wurde doch in den Lehrgängen des FDGB gelehrt, die Belegschaft arbeite zu 5o % für die Ausbeuter, also hieß es kürzer treten. Die "Arbeitelangsam" - Methode wurde von der BGL propagiert. Und dies sprach natürlich bei den meisten Menschen an. Als dann der Leistungslohn anstelle von Akkordarbeit eingeführt wurde führte es dazu, daß bei Normübererfüllung lediglich entsprechend der Übererfüllung die Arbeitszeit verkürzt wurde. So kam es, daß die Veredlungskolonnen auf Weisung der BGL mitunter bereits zu Mittag ihr Pensum erfüllt hatten und aufhörten zu arbeiten.-Später jedoch regierte der "spitze Bleistift" um die Löhne aufzubessern. Im Privatbetrieb durfte die Normübererfüllung im Durchschnitt aller Lohnarbeiter 3o % nicht übersteigen. Im volkseigenen Sektor dagegen lag die Höchstgrenze bei 6o % und diese wurde zur generellen Norm, auch wenn sie nicht erfüllt war.--
Als dann jedoch selbst der FDGB darauf dringen mußte die Arbeitsproduktivität zu erhöhen, war es nicht leicht die Mitarbeiter in die andere Richtung zu leiten. Leider sieht man noch heute vielfach die Auswirkungen der falschen Propaganda.
Alsbald nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft legte mein Schwiegervater, der Begründer der Firma die Betriebsleitung nieder, die er mir übertrug. Dies bewirkte, daß ich entnazifiziert werden mußte. Je ein Vertreter der Blockparteien gehörte dieser Kommission an. Die BGL hatte sich außerdem an den FDGB um Unterstützung gewandt.

Die Tendenz ging unweigerlich dahin, auch unseren Betrieb sofort in Volkseigentum zu überführen.
Ein alter Gewerkschaftsfunktionär, wieder in Amt und Würden, der mich noch aus der Zeit vor 1933 kannte, stellte mir ein Zeugnis aus, d daß meine damalige Tätigkeit für die damalige Gewerkschaft schilderte und erwähnte auch meine soziale Herkunft.
Die Beratungen der Entnazifizierungskommission, die sich über Wochen erstreckte, ging dann zu meinen Gunsten aus. Interessant war besonders die Einstellung des Vertreters der SED. Er war Angestellter beim Rat des Kreises. Und er meinte sinngemäß: Würde man mir heute die Stellung als Betriebsleiter absprechen, dann würde es nicht lange dauern und ich würde in einem Kleingarten wieder anfangen einen Betrieb aufzubauen. Außerdem wurde für mich positiv gewertet, daß ich stets für die Kriegsgefangenen und die ukrainischen Mädchen, die wir im Betrieb beschäftigt hatten, gut gesorgt hatte. Hier waren die Aussagen unserer langjährigen Mitarbeiter ausschlaggebend.

Die Löhne waren ebenso wie die Preise während des Krieges eingefroren. Als jedoch Walter Ulbricht eine 8%ige Lohnerhöhung für die Industriearbeiter verkündete, wollte dies die hiesige Gewerkschaftsleitung auch für den Gartenbau durchsetzen. Die Steuerbehörden stimmten dem aber nicht zu, so daß diese 8% Zuschlag aus dem versteuerten Reingewinn zu zahlen sind. Auf meine mehrfachen Rücksprachen mit der Berliner Zentrale des FDGB meinte man dort, niemand könne diese Lohnerhöhung erzwingen. Die Gewerkschaft setzte unter Streikandrohungfür unseren Betrieb die Forderung durch. Auch hier wurde die Enteignungsabsciht sehr deutlich.Bei anderen Betrieben zog man diese Forderung zurück.
So mußten wir aus dem versteuerten Reingewinn diese 8% Lohnerhöhung einschließlich der Leistungen für die Sozialversicherung über Jahre, bis ein neuer Tarif gültig wurde, zahlen. So verblieb für die Gesellschafter, vor allen Dingen für mich als Betriebsleiter praktisch kein Gewinn. Ich bezog ja kein Gehalt.

Die SED hatte es sich vorgenommen, die Sozialisierung so schnell als möglich durchzuführen. Anscheinend erhoffte sie sich dadurch eine bessere Versorgung mit allen erforderlichen Materialien und auch Lebensmitteln. Es war ein Tiefstand eingetreten. Bedingt auch dadurch, daß die Grenzen nach Westdeutschland und Westberlin offen waren. Es wurde trotz strenger Kontrollen geschoben, was das Zeug hielt. Der Wechselkurs, der mitunter sogar bei 1 : 6 lag, ließ viel Ostgeld nach Westdeutschland abfließen, auch, um dort erhältliche Artikel einzukaufen, die es hier nicht gab. Es war mir auch bekannt, wieviele Baumschulartikel inoffiziell den Weg nach dem Westen fanden. Es gab Kollegen, die sich auf diesen Ost-Westhandel spezialisiert hatten.
Die Situation in den Betrieben spitzte sich immer mehr zu. Die Abwanderungen nach dem Westen waren enorm.
Die BGL versuchte außerdem mit allen Mitteln die Produktion zu hemmen. Und eines Tages 1951 wurde mir der so wichtige Überbrückungskredit, ohne den wir seit der Geldabwertung nicht mehr auskamen, ohne irgendwelche Begründung gesperrt. Da ich ohne diese Mittel die nächste Lohnzahlung nicht hätte erfüllen können, mußte ich einen Ausweg suchen. Der Ausweg hieß nur Kapitulation.
Zunächst versuchte ich den Betrieb in Dresden dem Staat zu übergebn. Von dort wurde ich nach Berlin verwiesen. Ich war nicht allein, ich traf auf der Friedrichstraße einen Kollegen der dasselbe vorhatte. Soweit ich mich erinnere war es noch die Wirtschaftskommission Abt. Landwirtschaft, noch nicht das Ministerium, sie befand sich auf der Behrendstraße. In dieser Behörde ging es wie in einem Bienenstock zu. Ich wurde mit meinem Anliegen von Zimmer zu Zimmer geschickt. Überall servierte ich die letzte Bilanz mit allen Unterlagen Beständen, Belegschaftsstärke usw. Jedoch keiner wollte die Verantwortung übernehmen. Schließlich setzte sich ein Gremium zusammen und man bat mich zu warten. -
Die erste Frage war die, ob ich mich nach dem Westen absetzen wollte. Ich bedeutete, dies sei einzig und allein meine Angelegenheit. Schließlich kam die Frage, wie lange wir ohne Kredit noch aushalten würden. Es waren noch 1o Tage. Man tat sehr geheimnisvoll und bat mich, nichts zu überstürzen, bis dahin würde sich etwas ändern. --
Und tatsächlich kam dann auch der sogenannte Neue Kurs. Ich bekam anstandslos den Kredit wieder, selbst die Materialversorgung wurde strecken- und zeitweise besser. Der Betrieb rollte wieder.

Es wurde immer schwieriger den Betrieb aufrecht zu erhalten.
Die inzwischen gegründeten Gärtnerischen Produktionsgenossenschaften (GPG) bekamen vielerlei Sondervergünstigungen, Steuerfreiheit usw. Die Volkseigenen Betriebe hatten höhere Sondertariflöhne, die wesentlich höher lagen als die für den privaten Sektor.Sie durften außer der höheren Leistungslohnlimits noch Prämien zahlen. Die Zuführungen zum Kultur- und Sozialfond lagen auch höher. Die Material- und Kohlenbezüge durch die BHG waren für beide Betriebsarten wesentlich verbilligt. Die Zuteilungen in allem besser. Kurz, es wurde für den Privatbetrieb immer schwieriger konkurenzfähig zu bleiben und sich zu erhalten. Vor allen Dingen für die Großbetriebe wirkte sich dies aus, ganz abgesehen von der progressiven Besteuerung. Die Kleinbetriebe hatten Möglichkeiten so manches zu übergehen.
Es wäre müßig, hier alle Schwierigkeiten aufzuzeigen.

Als die erste Sozialisierungswelle für die Landwirtschaft einsetzte, boten sichfür Gartenbaubetriebe die Möglichkeiten des Zusammenschlusses mehrere Betriebe zu GPGen, Es wurde mit allen Mitteln energisch dafür geworben. Aus den oben genannten Gründen mußte auch ich mit dieser Möglichkeit liebäugeln. Bei einer Vorsprache beim Ministerium in Berlin Abt. Gartenbau wurde mir jedoch bedeutet, unser Betrieb habe "überörtliche" Bedeutung und könne für eine GPG nicht infrage kommen.
Bei denweiteren Sozialisierungsbestrebungen hätte man wahrscheinlich diesen Fakt außer Betracht gelassen. So war mein persönlicher Wunsch eine große GPG-Baumschule unter Zusammenfassung aller im Umkreis befindlicher kleiner Baumschulen von Dresden-West bis zu denen in Meißen zu bilden. Ich stieß allerdings auf keinerlei Gegenliebe, weil jeder meinte, sein Süppchen allein kochen zu müssen. Später bildeten sich dann ncoh einige Baumschul-GPG oder schlossen sich anderen an. Die anderen Privatbetriebe wurden immer bedeutungsloser, bezw . sind altersbedingt verschwunden.

Erst neuerdings (seit 1978/8o) macht sich die Tendenz spürbar, und zwar unter gelockerten Bedingungen, wieder die Genehmigung zu r Gründung von Kleinbaumschulen zuzulassen. So haben jetzt einige junge Kollegen begonnen wieder kleine Baumschulbetriebe aufzubauen.

Nach reiflicher Überlegung entschlossen wir uns deshalb, um den Betrieb überhaupt aufrecht zu erhalten, staatliche Beteiligung aufzunehmen. Hattenw wir zunächst das VEG Baumschulen Wilsdruff (das damals noch selbständiger Betrieb war) als staatlichen Gesellschafter, so war es nach Übernahme des Wilsdruffer Betriebes durch den Betriebsteil Dresden-Tolkewitz schließlich die Zentrale Leitung des VEG Baumschulen Dresden.
Als halbstattlicher Betrieb hatten wir die Möglichkeit den VE'-Tarif anzuwenden. Das Material bezahlten wir allerdings nach wie vor höher als die VE-Betriebe. Die Jungpflanzenzuteilung, insbeso nder Rosenwildlinge, war nach wie vor mäßig.

Im Frühjahr 1972 begann man damit die Halbstaatlichen Betriebe in Volkseigentum zu überführen. So geschah es auch mit unserem Betrieb. Die Abfindung erfolgte nach dem Einheitswert, der im Gartenbau sehr niedrig lag. Der Bilanzwert, der an sich durch die niedrige Bewertung der Pflanzenbestände auch sehr niedrig ausfiel, lag um ein mehrfaches höher.
Die Überführung in Volkseigentum geschah zu einem Zeitpunkt, als wir begannen durch unsere Rosenneuheiten erhöhte Lizenzeinnahmen zu erzielen.
Nachdem mein Sohn Eckart in den Betrieb gekommen war, beschäftigte er sich alsbald vorwiegend zielstrebig mit der Rosenneuheitenzüchtung. Die von ihm gezüchteten Sorten sprachen überall an. Es wurden Lizenzverträge abgeschlossen mit GPGen und Privatbetrieben. Der volkseigene Sektor wollte die fertigen Rosen kaufen, dafür reichten aber unsere Bestände nicht aus.
Am Jahresende 1972 hätten diese Lizenzverträge einen Reinertrag von ca 8o.ooo.--M Erbracht. Da Einkommen aus Lizenzverträgen auch noch steuerbegünstigt waren, bedeutete dies einen enormen Verlust für uns. Das VE wollte uns mit einer kleinen Prämie abfinden. Dabei war es nicht nur nach unserer Meinung erarbeiteter Gewinn aus Kosten vergangener Jahre, die den Gewinn geschmälert hatten.
Über das Ergebnis meiner Vorstellungen beim Ministerium, nachdem uns der Generaldirektor der VEG eine Zusage gemacht hatte, will des Sängers Höflichkeit schweigen. Die Qintessenz: Selbst die Unterschrift eines Generaldirektors besagt nichts im volkseigenen Schriftverkehr.

Veröffentlichungen

Neben meiner Tätigkeit als Betriebsleiter wurde ich des öfteren gebeten zu verschiedenen Problemen Stellung zu nehmen. In den alljährlich stattfindenden Generalversammlungen der Baumschulengenossenschaft, nahm ich zu den verschiedensten Problemen Stellung. Mitunter hielt ich auch ausgearbeitete Vorträge, die besonderen Beifall fanden. Erwähnenswert:
"Warum müssen wir uns mit botanischen Pflanzennamen befassen ? " und "Wie lösen wir das Problem der Bodenmüdigkeit" Über diesen Vortrag erschien eine Kurzfassung in der Zeitschrift "Die Deutsche Baumschule", die in Aachen erscheint.
Für den Kulturbund Arbeitskreis Rosen hielt ich an den verschiedensten Orten Vorträge über die Kulturgeschichte der Rosen.
Der letzte Vortrag, den ich in Dresden beim AK Rosen hielt lautete: "Die Entwicklung des Rosenanbaues im Raume Dresden."
Für die igaErfurt erarbeitete ich mehrere Artikel für die Führer durch die Ausstellung.
Für das Rosarium Sangerhausen schrieb ich über die Entwicklung der Rosengärten. Jetzt erarbeitete ich dafür ein Manuskript über die Kulturgeschichte.

Von Herrn Prof. Rupprecht von der Humboldtuniversität Berlin erhielt ich den Auftrag anläßlich eines internationalen Symposiums über die"Probleme der Rosenanzucht in der DDR" zu sprechen. Dieses Referat wurde gehalten vor Wissenschaftlern aus den sozialistischen Ländern und einigen Praktikern 1962. Veröffentlicht als Sonderdruck der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Humboldt Universität Berlin Mathematisch-Naturwissenschaftliche Reihe Jahrgang XI (1962) Heft 5. Meine Ausführungen bildeten jahrelang die Grundlage für die weitere Planung des Rosenanbaues in der DDR.

Durch den Verlag Dr. Elias wurde ich veranlaßt "Die Anzucht der Rose" zu verfassen. Dieses Heft erschien in drei Auflagen. Heute ist manches durch Einsatz der Technik, der Okulationsschnellverschlüsse und der Chemie überholt.

Das Heft "Rosen im Garten", für Rosenliebhaber geschrieben erlebte jetzt mit einer Auflage von 75.ooo Stück die 6. Auflage. Die Gesamtauflage dürfte nunmehr bei ca 225.ooo Stück liegen.

Für "Das Neue Rosenbuch", das gemeinsam mit meinem Sohn Eckart erarbeitet wurde, habe ich nur einen geringen Teil beigetragen. Es erschien die vierte Auflage. Einmal wurde es ins Ungarische übersetzt.

Nicht alle Veröffentlichungen kann ich mehr erfassen. Durch die Zeitverhältnisse ging so manches verloren. Einige wertvolle Artikel erschienen in der Zeitschrift der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, diese würde aufgelöst und die Zeitschrift eingestellt. In der Deutschen Gärtnerpost ist so manches von mir geschrieben worde, dessen ich nicht mehr habhaft werden kann.

Meine erste Auslassungin der Fachpresse: "Tomate-Obst oder Gemüse"

Chromosomenverdoppelung und gärtnerische Züchtung
Die Gartenwelt 35.Jahrg. Nr.2o / 1931

In vier Monaten fertige Komposterde
(Kompostierung nach Dr.Rhode)
Deutsche Gärtnerpost 4.Jahrg. Nr.49 / 1952

Gehölzanzucht ein Stiefkind der Planung
Deutsche Gärtnerpost 5.Jahrg. Nr.16/ 1953

Auch unsere Baumschulerzeugnisse sollten
mehr Beachtung finden
Deutsche Gärtnerpost 5.Jahrg. Nr. 35/ 1953

Wie die Entwicklung unserer Baumschulen
gefördert werden kann.
Deutsche Gärtnerpost 5.Jahrg. Nr. 45/ 1953

Deutsche Rosen für den Export
Der Deutsche Gartenbau 1.Jahrg. Nr.6 / 1954

Ist der Kartoffelanbau in Baumschulen
noch zu verantworten ?
Deutsche Gärtnerpost 6.Jahrg. Nr. 1/ 1954

Fliedervermehrung durch Stecklinge mit
Wuchstoffbehandlung
Deutsche Gärtnerpost 6.Jahrg. Nr. 2/ 1954

Engerlingsbekämpfung in Baumschulen
Der Deutsche Gartenbau 2.Jahrgang 2/ 1955

Ergebnisse über Frostschäden in Baumschulen
im Winter 1953/54
Der Deutsche Gartenbau 3.Jahrg. Nr. 3/ 1956

Die historische Entwicklung der Rosengärten
Führer durch das Rosarium Sangerhausen 1956

Bücher:

Rosen im Garten 6.Auflage 1981

Die Anzucht der Rose 3. Auflage

Das Neue Rosenbuch 4. Auflage 1981
An diesem Buch bin ich nur zum Teil beteiligt.

Lebenslauf

Fritz Paul H a e n c h e n

6. 3. 1907	geboren in Großzschachwitz Kreis Dresden
1913 - 1918	Besuch der Bürgerschule
1918 - 1925	Besuch der Oberrealschule zu Dresden-Johannstadt Abgang mit Unterprimareife
1925 - 1927	Gärtnerische Lehre bei Felix Geyer Dresden A 21 Gehilfenprüfung "sehr gut"
1927 - 1928	Gärtnergehilfe in Baumschule und Landschaftsgärtnerei
1928 - 1930	Besuch der Höh. Staatslehranstalt für Gartenbau zu Pillnitz "staatl. gepr. Gartenbautechniker"
1930	Ebenda Besuch des Seminarlehrganges
1930 - 1934	selbständig als Gartengestalter und Gartenausführender nebenberuflich: Lehrauftrag (2 Semester) für Gartenkunst, Gartengestaltung, Gartentechnik, Planzeichnen, Freihandzeichnen und Feldmessen an der Höh. Staatslehranstalt für Gartenbau zu Pillnitz Fachlehrer an der gärtn. Berufsschule Dresden Siedlerschulungslehrgänge i.A. des Min. für Volksbildung Hausbeamtinnenschule Arbeitslosenschulungen f. Jugendamt.
1934	"staatl. dipl. Gartenbauinspektor"
1935	"staatl. gepr. Gartenbaulehrer"
1934 bis April 1973 heute	zunächst leitender Angestellter, später Prokurist und schließlich seit 1947 Mitinhaber und Geschäftsführer der in eine K.G. umgewandelten Firma (40 ha 90 Beschäftigte)
1936	Verehelichung mit Eva Teschendorff. Aus dieser Ehe drei Söhne, geboren 1938, stud.rer.hort. 1940, Rundfunkmechaniker 1943, Oberschüler
1943 - 1945	Wehrdienst
seit 1956	Nebenberufliche Tätigkeiten: Lehrauftrag für Gartenbau an der TH Dresden Wissenschaftl. Honorarmitarbeiter am Inst. für Gartenbau zu Dresden-Pillnitz Volkshochschuldozent Mitglied der Prüfungskommissionen für Meister und Gehilfen 1953 Gastmitarbeiter der DAL zu Berlin Sektion Gartenbau Viele Veröffentlichungen in der Fachpresse der DDR

Einige interessante Termine:

Um 19oo die letzte Pferdebahn in Berlin.

1923 der letzte Pferdeomnibus in Berlin

1924 wurde die S-Bahn elektrifiziert -bis dahin Dampfloks-.

1929 noch 1o Pferdedroschken in Dresden

Die Luftschiffhalle in Dresden - Kaditz mußte nach 1918 abgebrochen werden.

Für den Übergang oder die Überfahrt mit der Straßenbahn über die Dresdner Brücken mußten -.o2 M Brückengeld errichtet werden.

Die größten Elbhochwasser: Dresdner Pegel.

9. März	1915	6,76 m	
19. April	1917	6,6o m	
17. Januar	192o	7,77 m	X
5. Februar	1923	7,18 m	
22. Juni	1926	6,98 m	
17. März	194o	7,78 m	X
1o. April	1941	7,15 m	
12. Februar	1946	6,68 m	
17. März	1947	6,77 m	
12. Februar	1948	6,5o m	
12. Juli	1954	6,74 m	
12. Dezember	1974	6,17 m	
26. August	1977	6,19 m	

Zum Vergleich:

1845	8,77 m
1862	8,24 m
189o	8,37 m

X = 192o und 194o stand die Baumschule unter Wasser und es spülte bis an unser Wohnhaus. Der Kessel konnte gerade noch geheizt werden.

Nach 1945 in der Notzeit, als es darauf ankam möglichst viel zu ernten, ohne hohen Saatguteinsatz wurde alles mögliche ausprobiert.
Da setzte z.B. die Mitschurinwelle ein. Jede Schule, jede Gemeinde, viele Gartenbaubetriebe legten einen "Mitschuringarten" an. Meist bestand er nur als eine kleine Obstplantage mit den vierlei Obstarten und - sorten. Jeder probierte die möglichsten und unmöglichsten Veredlungen der Obstarten untereinander aus. Eigenartiger Weise gab es auch genügend Literatur über Mitschurin. Ebenso waren die Ansichten von Lyssenko sehr umstritten, aber alles was aus Rußland kam, war heilig.
So wurde auch viel über das sogenannte Nestpflanzverfahren geschrieben und gesprochen. Ein besseres Wachstum sollte erzielt werden, wenn Gehölze der verschiedensten Arten zusammen gepflanzt werden sollten.
Das Tiefpflanzverfahren bei Getreide sollte höhere Erträge als das sich selbst bestockende bringen. Die Aussat erfolgte zunächst dicht auf kleinen Flächen und nach dem Aufgehen wurden die einzelnen Getreidepflanzen tief auf den Feldern in den Boden gepflanzt. Der Arbeitsaufwand stand in keinem Verhältnis zurm Ertrag.

Bei Kartoffeln war es bekannt, die größeren Knollen zu teilen, bevor sie in den Boden gebracht wurden. Die Not zwang hier zu einer größeren Aufteilung. Wir selbst schnitten bei den Frühkartoffeln die einzelnen "Augen", topften sie, um sie nach der Durchwurzelung auszupflanzen. Ein Satz mißglückte, weil wir zu spät zum Auspflanzen kamen. So hatten sich nur ganz kleine Knollen gebildet.

Zunächst stand uns auch kein Raphiabast zum Veredeln zur Verfügung. - Folienband und Okulationsschnellverschlüsse wurden erst später entwickelt.-
Wir mußten uns mit allen möglichen Ersatzstoffen behelfen. Wollfäden wurden aus Stoffresten gezupft. Dann gelang es eine Firma zu finden, die Kunstbast entwickelte, der allerdings verhältnismäßig steif war. Auch das sogenannte "Technofix" fand Verwendung. Dies war ein Gewebe mit Wchs getränkt. Bei höheren Wärmegraden klebte das Wachs an den Fingern und erschwerte das Verbinden. Außerdem riß es sehr schnell, wenn fest gezogen wurde.

Ballenleinen für das Einballieren der Koniferen gab es nicht. Hier behalf man sich mit Packpapier.

Rezepte aus Notzeiten.

Zum Braten wurden die Tiegel mit der Speckschwarte ausgerieben, sofer sofern man hatte. Bienenwachs genügte auch, sonst auf der heißen gesäuberten Herdplatte wurden Puffer und Götzen gebacken.

Rezepte:
Graupen in Milch gekocht und rohe Erdbeeren darüber, ein Genuß! (ohne Zucker, ohne Fett)

Das fehlende Fett kann auch in den Gerichten- nicht nur im Kuchen- durch Quark ersetzt werden.
Möhrengemüse: Möhren wie üblich in wenig Wasser dünsten. Für die Tunke rührt man eine beliebige Menge Quark glatt, gibt etwas Mehl und Wasser hinzu, so daß beim Kochen eine sämige Soße entsteht. Mit Salz und Zucker (Süßstoff) abschmecken, dann kommen die Möhren hinein.

Hefeteig: für Tortenboden: 25o gr Mehl, etwas Zucker, 6o g Quark, 2o g Hefe, wenig Milch und eine Prise Salz. Tüchtig kneten und schlagen. Der Teig darf nicht zu fest sein, muß sich aber noch ausrollenlassen.

Wenn Backpulver nicht zu haben ist, nehmen wir statt 1 Backpulver zu 5oo g Mehl= 1 Teelöffel Natron und 2 Teelöffel Weinstein, sollte Weinstein nicht zu haben sein, dann nimmt man 2 Teelöffel Hirschhornsalz.

Suppe: Gemüsebrühe oder Kartoffelwasser, 4 mittelgroße Kartoffeln (roh), frisches Grün, geriebene Mohrrübe oder etwas feingeschnittene Zwiebel(roh), Salz nach Geschmack. - In die kochende Flüssigkeit gibt man die geriebenen rohen Kartoffeln, läßt alles 3 Minuten ziehen bezw. kochen und gibt dann von der Frischkost dazu.

Brotaufstriche: Reichlich feingeschnittene Zwiebel, etwa 2o g Öl oder Butter 4o g Grieß oder Mehl, wenn möglich etwas Hefe, Majoran, Gmüse- oder Knochenbrühe.
Zwiebel in Öl glasig dünsten, Hefe und Mehl dazugeben und gut abbrennen. Nach und nach reichlich 1/8 Liter kalte Brühe zugeben. Gut rühren, damit die Masse glatt bleibt. Mehl oder Grieß zugeben und glatt rühren! Abkühlen und je nach Geschmack Majoran zugeben. Man kann die Masse auch von Anfang an mit Beifuß, Zwiebeln und Äpfeln dünsten.

Kartoffeln: Der Nährwert wird gemindert, wenn sie lange geschält im Wasser liegen. Bei Pellkartoffeln kein Abfall.
Pellkartoffeln wie Salzkartoffeln zubereitet: Von der Pellkartoffel lediglich einen etwa 1 cm breiten Ring herausschneiden, dann gesäuber Kartoffeln wie Pellkartoffeln kochen. Durch die geschälte Stelle dringt das Salz ein, sodaß sie dann wie Salzkartoffeln schmecken

Verluste vermeiden durch Stärkegewinnung. Von den gut gewaschenen Kartoffeln die kranken Teile und Augen in eine Schüssel, die Schalen in eine zweite Schüssel. Schalen durch den Fleischwolf drehen. In Wasser aufrühren und Stärke absetzen lassen.

Kartoffelsalat:Von 1/2 Liter Magermilch oder Molke(notfalls auch Wasser), die mit Weizenmehl abgezogen und mit Essig, Senf, Zwiebeln, Salz, Pfefferersatz abgeschmeckt worden ist, eine Tunke bereiten. Diese über die geschnittenen Kartoffeln gießen und gut durchziehen lassen.

Bratkartoffeln ohne Fett: Zwiebelringe schneiden, in die Pfanne legen und mit etwas Wasser dünsten. Darauf die gekochten, geschnittenen Kartoffeln schichten und anbraten. Wenn möglich pro Kopf einen Teelöffel Hefeflocken zufügen. Nicht zu früh umwenden und evtl. noch etwas Milch oder Wasser nachfüllen.

Was einem so hinterher einfällt. Vielleicht steht es aber doch schon irgendwo.

Ferien auf einem kleinen Gut.

Die Mutter hatte es während der Inflationszeit, das Jahr weiß ich nicht mehr, ermöglicht uns in Jesau bei Kamenz auf einem kleinen Gut, einer Bauernwirtschaft für vier Wochen unterzubringen.
Dort war die Tochter der Frau Schwenke aus Herzogswalde, die uns die Grünen Kränze lieferte, verheiratet.
Es war uns an sich nichts grundlegend Neues auf einem Bauernhof zu sein. Es galt als selbstverständlich, daß wir mit zupacken mußten, zumal ein kleines Baby im Hause war. Für uns war zunächst die Hauptsache die verhältnismäßig gute, wenn auch bescheidene Verpflegung. Mittags gab es fast immer eine große Pfanne voll Speck-Bratkartoffeln. Dies waren jedoch nur in ausgelassenem Speck aufgewärmte Kartoffeln. Selten mal Spiegeleier dazu. Aber immer eine Mehl-Milch-Suppe vorher.
Unsere Mithilfe bestand für meine Schwester bei den Haushaltarbeiten. Dagegen durfte ich mit aufs Feld zur Ernte. Das Getreide wurde noch von Hand mit der Sense gehauen. Dann galt es die Garben zu binden, die zu Pyramiden zum Trocknen aufgestellt wurde.
Früh wurde ins Futter gefahren. Im Morgentau wurde Klee oder Gras für die Kühe geschnitten. Pferd gab es auf dem Hof nicht, dies wurde vom Ochsen erledigt. Gelegentlich durfte ich auch das Ochsen-fuhrwerk nach Hause fahren. Der Ochse war nicht beschlagen, so suchte er immer von der harten Straße wegzukommen um an der Seite auf der weicheren Erde zu gehen. So passierte es mir einmal, daß er zu weit nach rechts ging und der mit Getreide beladenen Wagen kippte. Glücklicherweise blieb er schräg stehen und lud nicht ab.
Beim Füttern der Schweine im Schweinestall erlebte ich wie ein Schwein sich ein Huhn einverleibte. Dies hatte sich über dem Schweinekoben einen Schlafplatz gesucht. Das Schwein hat sich das Huhn heruntergeschnappt.
Ich erhielt auch den Auftrag an einem regnerischen Tag den Hühner-stall zu säubern. Der K t der Hühner stieß bald bis an die Sitz-stangen. Nun wartete ich aber nicht auf einen Regentag, sondern begar mit der Arbeit an einem heißen Tag. Lange habe ich mich nicht in dem Stall aufgehalten, denn sehr bald war ich von Hühnerflöhen schwarz. Es kribbelte nicht nur, sondern die Biester fanden auch gefallen an meinem Blut. Unter der Plumpe, unter die ich mich flüchtete, waren sie auch nur schwer loszukriegen. Ich war nicht mehr zu bewegen in den Hühnerstall zu gehen.
Beim Dreschen des Getreides, das auf einem anderen Hof stattfand, half ich beim Einlegen in die Dreschmaschine. Es war nicht nur sehr staubig, sondern die Disteln zwischen dem Getreide waren trocken und stachen nun besonders gut. -Mähdrescher gab es noch nich -Es hatte sich herumgesprochen, daß ich diese Arbeit recht gut konnt So baten mich jetzt die anderen Bauern, ihnen zu helfen. Gern habe ich dies getan. Einmal wurde es bezahlt und zum anderen gab es Kuchen. Bei der einen Familie mußten wir mit zu Mittag essen. Hier herrschten noch alte Sitten. Die Schüssel mit dem Essen stand in der Mitte des Tisches. Jeder hatte seinen Löffel. Bevor die Bäuerin nicht angefangen hatte, durfte keiner den Löffel in die Schüssel tauchen. Und außerdemmging es in der festgelegten Rangfolge Am letzten Sonntag war Erntefest. Von überallher bekamne wir Kuchen, den wir garnicht bewältigen konnten.